This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

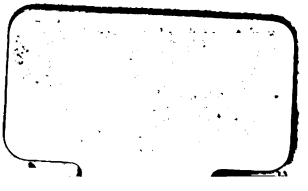
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Sagen
der alten
Brema.

930 f. 150.



To the Bodleian Library
from Edward S. Dodgson,
July 27, 1912.

Sagen

der alten Brema.

Bearbeitet

von

Marie Mindermann.

Bremen.

Verlag von Joh. Georg Heyse.

1867.

1.

Die Henne mit ihren Küchlein.

1.

Die Henne mit ihren Küchlein.

1.

Die Henne mit ihren Küchlein.

Wenn du, mein lieber Leſer, vor mehr denn 1400 Jahren in die Gegend gekommen wärſt, wo jetzt unſer gutes, altes Bremen ſteht, ſo würdeſt du auch nicht das geringſte Anzeichen von der Strebſamkeit und dem Wohlſtande entdeckt haben, wodurch unſere Vaterſtadt einen Namen ſich erworben, der diesſeit und jenſeit des Meeres einen guten Klang hat. — Ein langer Dünenwall erſtreckte ſich, dem Lauf des Stromes folgend, am rechten Weſerufer; zwiſchen Düne und Strom lag eine weite Ebene, hier und dort von Sumpf- und Schilfſtrecken unterbrochen. Jenſeit des Walls war Heide-Weide- und Moorgrund, dazwiſchen Buſchwerk und dichtes Gehölz; am linken Stromufer, hinter hohem Röhricht ſah man wilden Baumſchlag und tiefe Sümpfe, darüber hinaus den blauen Duft eines Urwaldes, deſſen Ueberreſte wir noch jetzt in dem prächtigen Waldſtück erblicken, das unter dem Namen Hasbruch bekannt iſt.

Nirgend, weder diesseit noch jenseit des Stromes deutete eine Spur auf menschliche Bewohner; es schien, als wäre jeder menschliche Laut hier erstorben, oder noch niemals vernommen. Nur das wilde Gethier ließ in dem Dickicht des Waldes seine Stimme erschallen, und über der duftenden Heide schwebte die Heidelerche und sang ihren Hymnus in die blaue Luft hinein; auch das wilde Huhn schlug mit den Flügeln und gackerte eintönig vor sich hin, und im Flusse glitzerten die zahlreichen Fische, die noch keine Angel, kein Netz zu fürchten hatten. Die stummen Bewohner des Wassers waren lustig und guter Dinge, und schwammen neugierig an die Oberfläche; aber sie tauchten doch blitzschnell in die Tiefe hinab, wenn ein mächtiger Fischreiher über dem Wasser schwebte, der mit scharfem Auge und niederwärts gestrecktem Kopfe nach Beute spähete. — Die Wellen des Stroms murmelten, der Wind rauschte im Laube der Bäume und im hohen Röhricht; und über der reizlosen, aber unentweihten Gegend schwebte der Geist Gottes, ewig schaffend, verändernd und erneuernd. — So etwa, mein lieber Leser, so einfach, still und ernst hätte deinem beschauenden Auge das Stückchen Erde sich dargestellt, auf dem jetzt die freie Handelsstadt Bremen sich erhebt. —

Es war im Sommer, an einem heißen Augusttage, als einige rohgezimmerte Fahrzeuge den in dieser Gegend vielleicht noch nie befahrnen Strom herabkamen. Die Schifflein gingen tief, denn sie waren angefüllt mit vielen

Männern, Weibern und Kindern und mit allerlei ärmlichem Geräth, das in augenſcheinlicher Haſt hier und dort zuſammengeworfen war. — Der hohe, kräftige Körperbau der Leute, die breite Bruſt, die blauen Augen und das goldgelbe Haar verriethen auf den erſten Blick, daß ſie dem weitverbreiteten Volke der Sachſen angehörten, die gleich den übrigen Völkern des germaniſchen Stammes, aus Aſien, der Wiege des Menſchengeſchlechts, nach Europa gewandert waren, und im Laufe der Zeit in Deutſchland und ſpäter in Britannien ſich feſtſetzten. — Die umherſpähenden Blicke der Schiffenden deuteten an, daß ſie in einer ihnen völlig unbekannten Gegend ſich befanden; und die finſtern, trüben Mienen gaben Kunde von der Hülfloſigkeit der ganzen Genoſſenſchaft. Die Kinder ſaßen zuſammengekauert auf dem Boden der Fahrzeuge, und ſtarrten zurück, woher ſie gekommen, als fürchteten ſie irgend eine Verfolgung; die Frauen handhabten die Ruder, denn die meiſten der Männer und Jünglinge ſchienen verwundet; das ſah man an dem nothdürftigen Verbande, den man um Stirn, oder Hals, oder um die ſonſtigen Glieder des Körpers gelegt hatte. In dem erſten Schiffe, das etwas geräumiger ſchien als die übrigen, lag ein bleicher ſtattlicher Mann im kräftigſten Lebensalter; ſein verbundenes Haupt hatte man auf ein Bärenfell gelegt, das über einen Haufen Netze gebreitet war, um dem Verwundeten eine bequemere Lage zu geben. Neben ihm ſaß eine Frau, die zuweilen ſeine brennen-

den Lippen mit Waſſer netzte; an der andern Seite des Mannes knieten zwei Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, die ſich bei dem Kranken mit kindlicher Beſorgniß und Aufmerkſamkeit zu ſchaffen machten, und deren Augen ſich raſch mit Thränen füllten, wenn der Verwundete einen Schmerzenston ausſtieß.

„Ich dächte, wir wären jetzt weit genug von unſerer Heimath entfernt;“ ſagte ein junger Burſch, indem er ſich zu dem ſtattlichen Mann am Boden niederbeugte, „das fremde ſchwarzäugige Volk wird uns bis hierher nicht verfolgen.“ — Da richtete der Verwundete ſich etwas in die Höhe und fragte mit Anſtrengung: „Habt ihr noch kein Zeichen geſehen, das uns eine glückliche Landung andeutete?“ — „Niemand hat bis dahin eins geſehen“; verſetzte jener, „aber die Gegend hier ſcheint unbewohnt, und will mir wohl gefallen. Dazu neigt ſich die Sonne bereits zum Untergange, und rings umher ſteigen ſchon die Dünſte auf. Ich meine, Vater Hadubod, wir dürften nicht bis in den Abend hineinfahren; deine tiefe Stirnwunde erträgt die feuchten Nebel des Stromes nicht. Seit drei Tagen auf der Flucht vor dem tückiſchen Feinde, mit Wunden bedeckt von ſeinen mörderiſchen Geſchoſſen; faſt ohne eine andere Nahrung, als die uns die Fiſche gaben, die wir während der traurigen Fahrt uns fingen, ſehnen wir uns alle nach Ruhe, nach einem Obdach.“ — „Wenn die Götter uns nur ein Zeichen gäben!“ murmelte der Verwundete. — „Vater

Hadubod," ſagte jetzt der Knabe, „laß hier anlegen; ſieh, dort iſt Buſchwerk dicht am Strom, da liegt unſer Gefährt ſicher. Dann ſchick' mich hinaus auf jenen langen Dünenzug, daß ich umherſchauen kann, um nach einem Zeichen zu ſpähen, das die großen Götter uns kund thun, damit wir landen." Der Verwundete lächelte freundlich und nickte beiſtimmend. „Gut denn, Bido," ſagte er lebhaft, „geh und nimm die Elda mit, damit ſie dir Einhalt thue, wenn du zu weit ſchweifen willſt, denn ſie iſt bedächtig und verſtändig. Geht, und ſpäht nach einem Zeichen, und bringt ihr uns Kunde davon, ſo will ich euch halten wie meine eignen Kinder, und ihr ſollt's nimmer fühlen, daß ihr vater- und mutterlos ſeid."

„Schick' nicht die Kinder, Hadubod, laß mich gehen!" bat der junge Mann; Hadubod aber ſchüttelte den Kopf und verſetzte leiſe: „Nicht doch, Gamar, wir ſind länger als drei Tage und Nächte unter freiem Himmel geweſen, und unſere großen Götter haben uns keines Zeichens gewürdigt. Wir haben gejammert, und uns geängſtet darob, daß wir verderben ſollten. Nun kommt dem Bido der Gedanke, vielleicht iſt's ein glücklicher, und den Kindern begegnet, was uns verſagt wurde. Die ſtrengen Götter ſind zu allen Zeiten den Kindern freundlich geſinnt und mit den älternloſen haben ſie Mitleid. Dazu iſt der Bido ein kräftiger Burſch, der mit ſeinem Vater ganze Tage hinauszog auf den Strom, um zu fiſchen; und Elda iſt ein gutes Kind, das ſtets daheim blieb beim

kranken Vater. Ich hoffe auf ein Zeichen, durch Kindesmund uns verkündigt. Du aber Gamar, bleib' ruhig im Gefährt, wir bedürfen deiner Kräfte, bist du doch am meisten verschont geblieben von den Geschossen der kleinen leichtfüßigen Räuber. Laß die Kinder gehen, die Götter werden sie schützen." — Hadubod hatte mit Aufwand aller seiner Kräfte gesprochen; er lehnte sich jetzt erschöpft zurück, und gab Gamar nur einen stummen Wink, das Schiff ans Ufer zu rudern.

Die kleinen Fahrzeuge näherten sich vorsichtig dem mit hohem Schilf und dünnem Weidengebüsch bekränzten Ufer zur rechten Seite des Stroms. Bald waren die sichern Stellen von den wasserkundigen Flüchtlingen aufgefunden, und mit einem mächtigen Stecken bewaffnet, sprangen die Kinder muthig ans Land. — Hier ging es eine weite flache Strecke vorwärts, dann erhob sich ein ziemlich hoher Dünenwall, der nach der Fläche zu steil abfiel, und mit dünn gesäetem Dünengrase bewachsen war. Es kostete den Kindern nicht geringe Mühe, hier festen Fuß zu fassen, denn der nur locker angehäufte Sand gab häufig nach, so daß die kleinen Wanderer oft ausglitten und wieder hinabrutschten. Aber der mitgenommene Stecken leistete ihnen doch am Ende gute Dienste; vermittelst seiner Hülfe erreichten sie die Höhe, und tief aufathmend standen sie oben und schauten über eine unermeßliche Niederung dahin, die nur an der Seite des Stromes von kleinen Dünenketten unterbrochen wurde. —

Die Kinder ſpähten umher und lauſchten, aber kein glückverheißendes Zeichen erſchien ihnen. Die Sonne ſank tiefer und tiefer, höher ſtiegen die Nebel ringsum. „Wir müſſen den Wall hinab und in jene Niederung gehen;“ ſagte Bido, „ſieh nur, wie das ſtarre Heidekraut im Abendwinde ſich bewegt; wer weiß, was es birgt! — Komm Elda, wir dürfen nicht ſäumen, wenn wir auf Kundſchaft ausziehn wollen.“ — In raſchen Sätzen waren die Kleinen den Wall hinab, und ſtanden nun inmitten einer grünen Heideſtrecke. Das feine Kraut flüſterte ſeltſam, und die rothen und gelben Heideblüthen ſchauten ganz verwundert auf die Fremdlinge, als wollten ſie ſagen: „Wer iſt's, der unſere ſtille, ewige Einſamkeit ſtört?“ — „Wie ſchön die Heide duftet!“ flüſterte Elda, pflückte ein Zweiglein mit rothen Blüthen und ſteckte es ſorglich in den Gürtel, der ihr dürftiges Gewand zuſammenhielt. „Aber wir finden kein Zeichen!“ klagte Bido, „komm, laß uns die Heide durchſchreiten; jenſeit derſelben liegt grün ſchimmerndes Land, das ſind Wieſen, von Gebüſch durchſchnitten; vielleicht finden wir dort ein Zeichen.“ Das Mädchen ſchüttelte den Kopf; „Wir gewinnen's nicht mehr in der Tageszeit;“ meinte ſie verſtändig, „die andern thäten ſich ängſtigen, wenn's dunkel würde, und wir noch nicht heim wären. Lieber laß uns links die Heide hinabgehen und geduldig nach einem Zeichen ausſchauen.“

Bido war's zufrieden: denn alles, was Elda that

und wollte, war ihm recht. Von früher Kindheit an hatten die beiden Nachbarkinder treuinnig zusammengehalten und die Freundschaft der Aeltern in ihren jungen Gemüthern erneuert und fortgesetzt. Elda war ein sanftes, aber festes Kind; sie fand leicht das Rechte heraus und ließ sich nie davon abbringen; Bido kannte und begriff die Vorzüge dieser klaren Kindesseele, und er liebte sie mehr als eine Schwester, mehr als sich selbst. Beide standen jetzt völlig verwaist. Die Mütter waren seit Jahresfrist an einer bösen Krankheit gestorben; Elda's Vater hatte lange gesiecht, sie hatte den Kranken sanft und unermüdlich gepflegt; — nun aber waren vor wenigen Tagen fremde raubluſtige Horden gekommen, hatten die kleine friedliche Fischercolonie überfallen, sie beraubt und theilweise erschlagen, theilweise gefangen fortgeführt; nur eine geringe Anzahl war durch die Flucht dem traurigen Looſe entgangen. Die Väter Bido's und Elda's waren den tödtlichen Streichen der Räuber erlegen, und die Kinder standen schutzlos. Bido war's, als dürfe er jetzt nie von Elda's Seite weichen, und als müsse er sich um so mehr allem fügen, was sie wünschte. — So schritt er auch jetzt folgsam an ihrer Hand weiter den Strom hinab durch die duftende Heide; nur zuweilen stand er still und lauschte auf einen Ton, der von hier oder dort an sein Ohr schlug. „Horch Elda," sagte er, nachdem sie eine geraume Strecke gegangen waren, und nichts als Stille und Einsamkeit gefunden hatten; „hörst du

nicht den ſanften Ton eines Vogels aus der Ferne?" — „Das iſt die Heidelerche, die ihr Neſt aufſucht," verſetzte Elda. „Siehſt du ſie?" fragte der Gefährte. „Ich ſehe ſie nicht;" war die Antwort, „die leichten Dünſte dort am Saum der Heide verbergen ſie, aber ich kenne ihren Ton. Doch horch, was iſt das?" unterbrach Elda ſich ſelbſt, und ein Freudenſtrahl flog über ihr bleiches liebliches Geſicht, und färbte es mit ſanftem Roth. „Hörſt du's nicht?" flüſterte ſie mit angehaltenem Athem dem Freunde zu. Dieſer horchte in die Stille hinaus, aber er vernahm keinen Ton, denn auch die Heidelerche war jetzt verſtummt; er ſchüttelte den Kopf. „Schärf' dein Ohr, Bido," drängte das Mädchen, „wenn mich das meine nicht täuſcht, ſo ſenden die Götter ein Zeichen!" Und ſie bückte ſich raſch, hielt das Ohr an die Erde und lauſchte anhaltend. Nach einer Weile ſprang ſie auf und rief freudig: „Ja, ja! ich hab's gehört, ganz deutlich klang's: Gluck, gluck! Gluck, gluck! Bido, ein Zeichen iſt nah!" Bido ſchüttelte ungläubig den Kopf, trotz aller Anſtrengung hatte er keinen Laut vernommen. „Unſere Wünſche täuſchen dich, Elda;" ſagte er traurig. „Nein, nein!" widerſprach das Mädchen in beſtimmtem Tone, legte noch einmal das Ohr an die Erde, erhob ſich dann ſchnell und winkte dem Gefährten tiefer in die Heide hinein. Plötzlich begannen die ringsum lagernden Nebel zu wallen, als griffe die Sonne mit ihren feurigen Armen hinein, die Luft ward heller und klarer,

die Aussicht erweiterte sich, und nun klang es wirklich und wahrhaftig ganz in der Nähe: „Gluck, gluck! Gluck, gluck!“ und ein sanftes vielstimmiges Piepsen unterbrach den glückverheißenden Ton. Im nahen Heidekraut raschelte und knisterte es, und siehe, eine gelb- und schwarzgefleckte Gluckhenne trieb ihre kleinen gelben Küchlein, wohl ein Dutzend an der Zahl, mütterlich sorgsam vor sich her. „Siehst du das Zeichen der Götter?“ fragte das Mädchen mit innerem Jubel; „wo eine Henne mit ihren Küchlein sich nährt, wird auch der Mensch sich niederlassen können; — so haben's die Götter gemeint!“ „Wodan ist groß und gut!“ sprach der Knabe leise und berührte mit der Stirn den Boden, der fortan seine und seiner Gefährten Heimath werden sollte. In gemessener Entfernung und unhörbar auftretend folgten die Kinder der Gluckhenne nach; nicht lange, so machte das Thierchen Halt am Saume der Heide, wo eine saftige Wiese ihren Anfang nahm. Im hohen, duftigen Heidekraut ging die Henne mit ihren Küchlein zur Rast. Das besorgte Mütterlein streckte noch einige Male das Köpfchen in die Höhe und schaute ganz verständig mit den Aeuglein nach der fremden Erscheinung. Aber als wisse es bereits, daß ihm von dieser Seite keine Gefahr, keine Unbill kommen werde, tauchte es bald unter in dem grünen Neste. Es gluckte und piepste noch eine Weile unter dem Heidekraut hervor, und die Blätter und Blüthen bewegten sich wie im Traume; dann war's still, nur der

Abendwind flüſterte in dem Buſchwerk, das hier und dort die Heide unterbrach. — „Wir bringen das Zeichen!“ rief das Mädchen fröhlich aus und reichte dem Freunde die Hand zum raſchern Fortgange. „Die Götter ſind dir vor allen gnädig!“ ſagte Bido andächtig, und ſein Auge haftete mit einer Art Verehrung an dem lieblichen Antlitz des Mädchens.

Sie durchſchritten die Heide jetzt in ſchräger Richtung, um den Weg zu kürzen. Ein Wäſſerlein von armslanger Breite hemmte nach einer Weile ihren raſchen Fuß, aber nur einen Augenblick, denn mit Hülfe ihres Steckens ſprangen ſie ſicher hinüber. Hier ſchien der dürre, ſandige Boden eine andere Geſtalt anzunehmen, denn Heide und Graswuchs wechſelten mit einander ab; dicht am Wäſſerlein aber ſtand ein hochaufgeſchoſſenes Kraut, das ſeine wunderlichen feinen Blättchen dicht an die Zweiglein ſchmiegte, ſo daß es ausſah, als ſei eins um das andere gewachſen. — Bido hatte das Kraut nicht bemerkt, denn er war etwas vorausgegangen, und ſein helles Auge ſpähete nach dem nahen Dünenwall, den ſie überſchreiten mußten. Elda ſtieß einen Ruf der Freude aus, bückte ſich eilends und riß das ſtattliche grüne Kraut mit den Wurzeln aus dem Boden. „Bido, Bido!“ rief ſie dem raſch umſchauenden Gefährten zu, „die Götter ſenden uns ein zweites Zeichen ihrer Hülfe. Sieh hier das Brahmreis, das ich gefunden!“ Erſtaunt blickte der Knabe auf die bekannte Pflanze und ſagte wie vorhin:

„Die Götter ſind dir gnädig, Elda!“ — „Ach,“ fuhr Elda fröhlich fort, „nun wird Vater Hadubod ſich freuen! Wie hat er gejammert nach dem Kraute, zur Linderung ſeiner Pein! „Hätten wir nur unſer Brahmreis,“ klagte er, „das ſo üppig bei uns wächſt, da wäre den Verwundeten allen geholfen, denn unſere Wunden würden bald heilen von ſeinem Safte. Wer aber konnte daran denken, wo es ſich um Leben und Freiheit handelte!“ — Jetzt bringen wir, was ihnen allen Noth thut. Laß uns den Göttern dafür danken!“ Und die Kinder ſchauten lange in die untergehende Sonne, neigten ſich zur Erde und berührten mit der Stirn dreimal den thaufeuchten Boden; dann verdoppelten ſie ihre Schritte. — Bald war der Dünenwall erreicht; ſie erſtiegen ihn von dieſer Seite weit leichter, denn der Boden war feſter und mit kurzem, zähem Graſe bewachſen. Als ſie oben auf der Höhe ſtanden, ſank die Sonne in den Strom hinab, roſig erglühten die Wolken in Weſten, und der Spiegel des Waſſers gab den roſigen Schimmer zurück. In Oſten erhob ſich die bleiche Mondſichel, aber es herrſchte noch Tageshelle, und das Gebüſch und die Heide hüben, und drüben am andern Ufer des Stroms der blaue Duft des Waldes, alles war noch klar und in beſtimmter Form zu erkennen. — In raſchen Sprüngen ging's den Dünenwall hinab, über die Niederung nach dem Strome zu, und in kurzer Zeit ſtanden die kleinen Abgeſandten mitten unter den Ihrigen und berichteten treulich was ſie gehört, geſehen und gefunden.

Das war eine Freude und ein Jubel unter der bis dahin so schweigsamen und trüben Genossenschaft! Hadubod und sein Weib drückten die Kleinen voll Liebe an sich, und jener sagte bewegt: „Ihr sollt uns allen gesegnet sein, Bido und du, Elda! Ich aber halte, was ich versprochen: ich und mein Weib wollen fortan eure Aeltern sein, und die Thränen, die ihr um die Verlornen weint, wir wollen sie trocknen.“ Und beide küßten die Kinder auf die Stirn zum Zeichen ihres Gelübdes.

Jetzt kam rasches Leben in die ganze Schiffsgesellschaft. Ein Theil der Frauen sprang aus den Fahrzeugen und zog diese, so weit es noth that, ans Ufer heran; dann wurde das ärmliche Geräth ans Land gebracht: Netze und Taue, Angelruthen und Schnüre, Bretter und Felle und was sonst noch sich vorfand. Als die Schiffe am nahen Weidengebüsch sicher befestigt waren, trug man Hadubod ans Land; die Freude schien ihn gekräftigt zu haben, denn er richtete sich in die Höhe, ließ sich eine der Fischerstangen reichen, und stieß sie mit kräftigem Ruck in den Boden, als ein Zeichen von der Besitzergreifung des Landes. Alle übrigen Männer thaten ein Gleiches; dann neigten sie sich zur Erde und berührten dreimal mit der Stirn den Boden ihrer neuen Heimath. Jetzt forderte Hadubod alle auf, Weiber, Männer und Kinder, einen Kreis um ihn zu schließen. Als der Aufforderung Folge geleistet war, wandte Hadubod das Haupt gen Abend, und sein großes blaues Auge haftete

lange an dem roſigen Wölklein, das ganz einſam im Weſten ſtand; dann kehrte er ſich gen Oſten und blickte unverwandt auf den heraufziehenden Mond, und nachdem er das Haupt geneigt vor dem untergeſunkenen und vor dem aufſteigenden Geſtirn, ſtreckte er die Arme aus, deutete mit der Rechten nach der Heide, und mit der Linken über den Strom und ſprach langſam und feierlich: „Die guten, ſtarken Götter haben uns ein Zeichen geſendet, dem wir vertrauen dürfen. Was Heide und Weide bietet, was der Strom in ſeinen Tiefen birgt, was der Wald hegt und pflegt, — wir nehmen's als unſer Eigenthum in Beſitz, und wollen's mit Recht und Gerechtigkeit verwalten und nutzen. Dazu mögen die Götter uns gnädig ſein!" — Damit war die ſchlichte Feier der Beſitzergreifung von Grund und Boden beendigt; und nun wimmelte es wie in einem Ameiſenhaufen durch einander, um für die hereinbrechende Nacht die dürftige Einrichtung zu treffen.

Aus einigem alten Holzwerk, das ſich auf den Schiffen vorgefunden, zündete man ein Feuer an, deſſen wohlthätige Flamme bald luſtig in die Höhe züngelte. Ein kleiner Vorrath von enthülſtem Hafer und eine Art Kochgeſchirr, welche beiden Dinge von einem alten, vorſorglichen Mütterchen, trotz der haſtigen Flucht, ins Fahrzeug geſchafft waren, wurden mit lautem Jubel begrüßt. Und während das einfachſte Mahl von der Welt: Haferbrei mit Waſſer, über dem Feuer brodelte, half

Bido die Felle ausbreiten und die Netze an den Stangen aufhängen, damit für die Verwundeten und für die kleinern Kinder ein nothdürftiges Nachtlager hergerichtet werde. Elda aber saß am Boden und zerrieb zwischen zwei Steinen das Brahmreis zu einem Safte, der in dieser Weise auf Wunden gelegt, sofortige Linderung und in kurzer Zeit völlige Heilung brachte. —

Als jeder Verwundete verpflegt, und der Haferbrei gegessen war, der allen köstlicher schmeckte, als den Helden in Walhalla ihre Götterkost, suchte ein jeder sein Lager, sei es nun auf Fellen, oder auf Gottes nackter Erde. — Hadubod aber sprach zu seinem Weibe: „Die Feinde haben uns fast alles genommen, was wir besaßen; eins jedoch, wonach sie vor allem trachteten, haben wir glücklich in Sicherheit gebracht, und das ist unsere Freiheit! Als freie, selbständige Männer werden wir uns schon eine neue und sichere Heimath gründen.“ —

* * *

Zehn Jahre sind verflossen. Willst du, mein lieber Leser, nach diesem Zeitraum einen Blick werfen auf die kleine Genossenschaft, die unter so zwingenden Umständen und mit so geringen Mitteln ihren Wohnsitz sich gründete an dem Ufer unsers Weserstroms; so komme mit mir und schau dir an, was die drei Schwestern: Geschichte, Sage und Phantasie, als ein Lebensbild für dich aufgezeichnet haben. —

Auf der ziemlich großen Ebene, wo damals unsere

armen, verwundeten Flüchtlinge ans Land ſtiegen, erhebt ſich jetzt ein nettes, geräumiges Fiſcherdorf mit ſeinen zahlreichen Fiſcherhütten. Dazwiſchen ſpaziert ganz ſorglos, und als müſſe das ſo ſein, ein buntgefiedertes Hühnervölklein; das ſcharrt, gackert, gluckt und tuckt nach Herzensluſt, als wiſſe es, daß es bei den Bewohnern in hohem Anſehen ſtehe und dürfe eben treiben, was es wolle und wie es ihm behage. — Die Häuſer der kleinen Niederlaſſung ſind freilich keine Wohnungen nach gegenwärtigem Geſchmack, nach gegenwärtigen Anforderungen. Das mit Stroh, oder Binſen gedeckte Dach reicht zu beiden Seiten bis auf die Erde herab, und ſo ein Hüttchen ſieht faſt aus wie der einfache Bau des Kartenhäuschens, das du dir als Kind gewiß gar oft eigenhändig aufgebaut haſt; aber es bricht nicht wie dieſes ſo leicht zuſammen, ſondern es hält den Winden und Stürmen ganz tüchtig Stand, die im Herbſt und Winter ſtromauf und ſtromnieder brauſen, die Wellen peitſchen, und über Heide, Wieſe und Düne dahinfegen, und im Urwalde mächtige Stämme, wie dünnes Rohr zerbrechen. — Das Geräth in den Fiſcherhütten iſt einfach und dürftig, wie die ganze damalige Zeit; rohgezimmerte Tiſche und Bänke, ein Bretterverſchlag mit Thierfellen zum Nachtlager, und im Hintergrunde, an ebener Erde ein Herd, um das einfache Mittagsmahl zu bereiten. Vor der Hütte iſt eine Holzbank angebracht, oder auch eine von Feldſteinen aufgeſchichtet, die eben keine große Bequem-

lichkeit bieten mag; in entſprechender Entfernung ſehen wir hohe Pfähle, an denen die Fiſchnetze kunſtgerecht zum Trocknen ausgebreitet ſind, die dann wie eine harmloſe luſtige Schlange in wellenförmigen Windungen von einem Pfahl zum andern reichen. So einfach und ſchmucklos tritt uns die ganze Niederlaſſung entgegen. Und doch entbehrt ſie nicht des Reizes, wenn wir uns ein wenig länger mit dem Idyll der Vorzeit beſchäftigen. — Schau, auf dem Strome gleiten zahlreiche Fahrzeuge, bemannt mit ſtattlichen, kräftigen Männern; hoch iſt ihr Wuchs, breit ihre Bruſt, blau ihr Auge und goldgelb ihr Bart- und Haupthaar. Sie werfen ihre Netze aus in den Strom, und eine reiche Beute von Fiſchen mannichfacher Art lohnt ihre Arbeit. Sie kehren fröhlich heim, und fröhlich werden ſie empfangen von Weib und Kind, oder von Aeltern und Geſchwiſtern. Sie zimmern ihre Hütten ſelbſt, ſchnitzen ihr einfaches Geräth und bauen ihre Fahrzeuge; ſie bedürfen keiner fremden Hülfe von außen, denn ſie ſind einfachen Sinnes und von ſelbſtändigem Charakter. Liſt, Verſchlagenheit, Betrug und Heuchelei ſind ihnen unbekannte Dinge, denn ihre einfachen Verhältniſſe bedingen Offenheit und Wahrhaftigkeit in allen Stücken. — Wem ſollte ein ſolcher Menſchenſchlag nicht gefallen, trotz der Herbigkeit und Derbheit, die von ſeiner ganzen Lebensweiſe nicht zu trennen ſind! —

Zwei der Fiſcherhütten erſcheinen etwas geräumiger

als die übrigen, auch die Bänke vor den Thüren ſind glatter und kunſtgerechter gezimmert, und an der Seite der einen Hütte wächſt in einer Art Gärtchen allerhand grünes Kraut, dazwiſchen blaue und rothe Feldblumen; und rings umher als Einzäunung erhebt ſich, Buſch an Buſch, das ſtattliche Brahmreis oder Brahmkraut. — Faſt zu gleicher Zeit öffnen ſich die Hüttenthüren, und zwei Männer und zwei Weiber treten heraus, die einander freundlich begrüßen und dann zuſammen den Weg nach dem Strom einſchlagen. Das eine Paar ſteht in weit vorgerückten Jahren, das andere in der Blüthe vollendeter Jugend, wo dieſe die Grenze zum reifern Alter überſchritten hat. Der jüngere der Männer trägt einen hölzernen Hammer und einen dünnen behauenen Baumſtamm, an deſſen einem Ende ein halbrundes, ziemlich dickes Brett befeſtigt iſt, an welchem wir verſchiedene Einſchnitte bemerken, die wir indeß nicht ausdeuten können, da die Hauptſeite nach unten gekehrt iſt. Die Geſtalten ſind uns nicht unbekannt, wir haben ſie ſchon vor zehn Jahren geſehen und liebgewonnen. Der ältere der Männer hat eine tiefe Narbe quer über die Stirn, und da wiſſen wir's ſchon, daß es Hadubod iſt, der Anführer jener kleinen Flüchtlingsſchaar, und die Frau neben ihm, ſein wackeres Eheweib, das Freud' und Leid mit ihm getragen. Und nun das jüngere Paar mit den ſanften und doch ſo feſten Geſichtszügen, — wer könnte es anders ſein, als

Bido, der wackere, prächtige Knabe, und Elda, das ſanfte, verſtändige Mädchen! Ja, die beiden Waiſen ſind es, die damals die Kunde von dem Zeichen der Götter heimbrachten. — Hadubod hat ſein Wort gehalten; er nahm die beiden Verlaſſenen an Kindesſtatt an, und ſorgte für ſie wie ein guter Vater. Und die Waiſen lohnten ihm und ſeinem Weibe mit dem ſchönſten Lohne, der auf Erden zu finden iſt, mit wahrer und hingebender Liebe. Als aber die beiden Kinder in das Alter traten, wo ein jeder ein heimliches, unbewußtes Verlangen trägt, ſeinen eignen Herd ſich zu bauen, da legte Hadubod die Hände der beiden Waiſen in einander und ſprach: „Seid glücklich!“ — Und ſie ſind es geworden, denn ihre Augen ſind hell und ihr Herz iſt fröhlich, und das ſind ſichere Zeichen des Glücks. —

Als die vier Leute den Strom erreicht hatten, wandten ſie ſich ſtromabwärts und machten dann bei einer Stelle Halt, die unſerm Auge wiederum eine neue Erſcheinung bietet. Auf einer umhegten Stelle, in ziemlicher Entfernung von dem Weſerſtrom, ſteht eine Eiche. Das iſt der Baum, dem Gotte Wodan geweiht, — dem alten Sachſenvolke der heiligſte von allen Bäumen des Waldes. Er war vielleicht ſchon im erſten Jahre der Niederlaſſung von frommer Hand gepflanzt worden, denn ſeine Aeſte ſtreckten ſich bereits ſtattlich in die Höhe und Breite, und die grünen

gezackten Blätter an den Zweigen flüsterten und säuselten gar seltsam, als wüßten sie mancherlei zu erzählen aus dem einfachen Leben des Fischervolks. — „Wie prächtig der Baum Wodan's herangewachsen ist, den du einst gepflanzt, Hadubod;" sagte Bido, und seine Augen ruhten mit Ehrfurcht auf dem Baume. „Er steht unter dem besondern Schutz der Götter," war Hadubod's Antwort, „und so lange wir ihn unverletzt erhalten, wird Wodan uns gnädig sein." — Nachdem die Wandrer vor dem heiligen Baume sich tief verneigt hatten, wie es der alte Brauch beim Sachsenvolke verlangte, betraten sie das in dieser Gegend über den Strom gelegte Floß, oder den Prahm,* wie man es nannte. Dieser Prahm bestand aus zusammengefügten Baumstämmen oder Balken, und diente als Brücke, um ans jenseitige Ufer zu gelangen. Die beiden Männer prüften das Gefüge sorgfältig bei jedem Schritt, und ihre zufriedenen Mienen deuteten an, daß die Arbeit ohne Tadel war. „Das hätten wir schon längst einrichten

---

* Einen Prahm oder Prahmen, Holzflöße zur Fähre über den Strom, nannte man auch Phraemen; aus welchem Worte später der Name Brähmen, Brehmen, Bremen entstanden sein soll. Eben so wahrscheinlich ist es, daß Bremen aus dem abgekürzten Worte Byrahmen für „Fard by Rahn," oder Fähre beim Flusse, entstanden ist. — Ob der Brahm, welche Pflanze in der Umgegend Bremens häufig angetroffen wurde, Veranlassung zu dem Namen gegeben, möchte zweifelhaft sein.

ſollen," ſagte Hadubod, „da wär's nicht nöthig geweſen, ſtets die Schiffe zu nehmen, wenn wir vom Walde drüben das gefällte Holz, oder das erlegte Wild herüber zu ſchaffen hatten. Jetzt kann man's bequem über den Prahm ſchleifen. Es ſoll uns ſchon gefallen, denk' ich; um ſo mehr, da unſer Völklein mit jedem Jahr anwächſt." — Nachdem die Männer prüfend bis ans jenſeitige Ufer gegangen, kehrten ſie wieder zurück, wo die Frauen ihrer gewartet. Einige Schritte vom Strom entfernt, blieb Hadubod ſtehen und deutete auf eine Stelle, nicht weit von der Eiche. „Hier, Bido," ſagte er, „richt' unſer Wahrzeichen auf; damit es jedem in die Augen fällt, wenn er von drüben her in unſern Ort kommt." —

Bido ſchickte ſich ſofort an, der Weiſung zu folgen. Das zugeſpitzte Ende des Pfahls, den er trug, ſtieß er mit nerviger Fauſt in den Boden; einige kräftige Schläge ſeines hölzernen Hammers auf das obere Ende, und er ſtand feſt und unbeweglich; — befriedigt ſchauten die Leute auf das gelungene Werk. Was aber mochte das einfache Fiſchervölklein zu ſeinem Wahrzeichen ſich erwählt haben? — Wer hätte es nicht ſogleich errathen! Kein anderes war's, als die Gluckhenne mit ihren Küchlein, die einſt, als heilverkündendes Zeichen den Flüchtlingen von den Göttern geſandt war, das die Stätte ihnen gezeigt, wo ſie eine neue, ſichere Heimath ſich gründen konnten. — Einem verwöhnten Auge hätte das Kunſtwerk allerdings viel zu wünſchen übrig

gelaſſen; denn es war nur aus dem Rohen herausgearbeitet, aber es erfüllte ſeinen Zweck vollkommen. Bido hatte es in ſeinen Feierſtunden mit einem ſteinernen Meſſer geſchnitzt, ganz nach der Angabe Hadubod's, und dieſer war ſehr zufrieden mit der Ausführung geweſen und hatte den Pflegeſohn über die Maßen darob belobt. Und Elda? Die hatte der kunſtvollen Arbeit ihres lieben Mannes ganz verwundert zugeſchaut und es nicht begreifen können, daß Menſchenhände ſolche Dinge zu ſchaffen vermochten. Sie konnte ſich nicht ſatt ſehen an dem Conterfei der Henne mit den Küchlein und freute ſich wie ein Kind an dem ſeltnen Stücke. Daß Bido der guten Henne keine Federn auch nur annähernd hatte ſchnitzen können, ſtörte die junge Frau keinen Augenblick; die Umriſſe des Thierchens mit ſeiner kleinen Schaar traten doch ſichtlich zu Tage, und mehr bedurfte es für den einfachen Sinn jener Zeit nicht; die Phantaſie that das Ihre und ſtellte jeden zufrieden.

Auch jetzt ſchaute Elda bewundernd und mit Stolz zu dem Werk ihres Mannes auf. „Iſt's nicht, als ob ſie lebendig wäre, die alte Glucke mit den Küchlein?" ſagte ſie zu der mütterlichen Freundin; „ſieh nur, Mutter Walda, die Schnäbel der Kleinen und ſelbſt das Auge der Henne, und hier der Hals und die Flügel, alles iſt ganz deutlich zu erkennen." Mutter Walda beſtätigte die ausnehmende Aehnlichkeit des Bildes und meinte, der Bido ſei ein geſchickter Mann, der mehr könne als

fischen, jagen, und Hütten, Bänke und Tische zimmern. — „Das ist nun schon eine lange, lange Zeit," bemerkte Elda, „als das gute Thierlein uns eine gastliche Aufnahme hier ankündigte! Ich höre noch das erste, fernher tönende „Gluck, gluck! Gluck, gluck!" Ich sehe sie noch vor uns hertrippeln mit ihrem kleinen hellgelben Volk und unter dem hohen Heidekraut in ihr Nest verschwinden. Nicht wahr, Bido, das war ein Jubel in uns, als wir die frohe Botschaft heimbringen konnten?" „Ja, ja!" sagte der junge Fischer, „du hast Recht, Elda! Und du warst es, die zuerst den Ton vernahm und das Zeichen der Götter merkte; du warst es, die das Brahmreis am Wässerlein fand, das unserm Vater Hadubod und allen andern die Wunden heilte." „Darum halten wir das Kraut auch hoch in Ehren;" nahm Hadubod das Wort, „und wie das bunte Hühnervolk, das uns so viel schöne weiße Eier schenkt, überall bei uns ein traulich Plätzchen findet, so hegen und pflegen unsere Weiber das Brahmreis am Wässerlein und am Saum der Heide; und keinem kommt es in den Sinn, die wohlthätige Pflanze zu schädigen, oder gar unnütz und leichtsinnig auszuraufen. Du aber, Elda, hegst sie noch besonders in deinem Gärtchen, damit sie stets zur Hand sei, wenn jemand ihrer bedarf." —

Die Sonne, die bereits zur Rüste gehen wollte, war längere Zeit von dunklen Wolken verdeckt gewesen; jetzt hatte ein lustiger Wind die Wolken nordwärts getrieben,

und den drei Giebeln darüber, erbaut wurde, da prangte auch die Henne mit ihren Küchlein, in Stein gemeißelt, an dem herrlichen Bau. Und ſieh, an derſelben Stelle, über dem zweiten* Bogen des Säulenganges, den der Bremiſche Bildhauer und Steinmetz Lüder von Bentheim mit vielfacher Bildhauerarbeit geſchmückt hat, da erblickſt du es noch heute, das Wahrzeichen der alten Brema! — Das, mein lieber Leſer, iſt die Sage von der Gründung der freien Handelsſtadt Bremen. —

* Von der alten Börſe an gerechnet.

2.

Die Schenkung der Bürgerweide.

2.

Die Schenkung der Bürgerweide.

1.

Es war ein schöner, klarer Sommertag im Jahre des Herrn 1032. Des Morgens früh hatte es tüchtig gewittert und geregnet, dann war der Wind gekommen und hatte die Wolken fortgetrieben, und nun war die Luft so frisch und rein, und das Laub der Bäume und Büsche, das der Regen nach Herzenslust abgewaschen, war so prächtig grün, und die Blumen in Feld und Garten dufteten so erquickend, daß es eine Lust war, heute draußen zu sein und nicht zwischen seinen vier Mauern. Das mochte die Gräfin von Lesmona* auch gedacht haben, denn sie ritt mit ihrem Schwager, dem Herzog Benno von Sachsen, in der Gegend von Bremen umher, um ihm die Güter zu zeigen, welche sie im Gebiete der Stadt besaß. — Dem Herzog lachte das Herz im Leibe, als er die schönen Besitzungen in Augenschein nahm, die er bereits für sein Eigenthum ansah; denn

* Leßum, auch Lesum, am Flüßchen gleiches Namens, einige Stunden von Bremen entfernt.

da ſein Bruder Graf Lüdiger* geſtorben, und deſſen Wittwe kinderlos zurückgeblieben, ſo mußte ja nach dem Ableben der Gräfin alles Gut und Land dem Herrn Benno, als dem nächſten Erben, zufallen; wenn jene nicht anders darüber beſtimmte, was doch kaum zu befürchten ſtand. Konnte es da Wunder nehmen, daß er des Reichthums der Schwägerin ſich freute? Zwar wußte Benno, daß die Gräfin von Lesmona aller Orten, wo es noth that, reichliche Wohlthaten ſpendete, daß ſie die Kirchen und die Geiſtlichkeit über die Maßen bedachte; und wenn er davon gehört, hatte es ihn ſtets verdroſſen, und wenn er's gekonnt, hätte er's gern hintertrieben. Aber die Gräfin war feſten Sinnes im Guten und ließ ſich nicht davon abwenden; dann auch war ihr Reichthum ſo groß, daß ſolche Wohlthaten ihn am Ende wenig ſchmälern mochten; d'rum hielt der Herzog es fürs Beſte gute Miene zu machen und vor verdächtigen Aeußerungen ſich zu hüten, damit die Gräfin kein Mißtrauen gegen den Schwager faſſen konnte.

Die Beiden waren nun mit ihrem kleinen Gefolge in die Nähe der Stadt Bremen gekommen, da, wo die ſpätere Bürgerweide faſt unabſehbar ſich erſtreckte. Benno hielt ſein Pferd an und deutete auf die Wieſenfläche. „Und der ganze Complex von Weiden gehört Euch, Frau Schwägerin?" fragte er mit begehrlichem Blick in ſeinen

* Auch Lüdger, Lüder, von Lothar.

grauen Augen; denn da er wenig mit ſeinem verſtorbenen Bruder verkehrt hatte, wußte er auch nicht genau, was derſelbe ſeinen Gütern zugefügt, und was alles die Frau ihm als Mahlſchatz zugebracht hatte. — Die Gräfin nickte lächelnd und ſagte: „So weit Euer Auge reicht, Herr Schwager, und noch weiter als es reicht, ſind alle jene Weiden und Wiſchen mein Eigenthum. Ihr ſeht, die Gräfin von Lesmona darf ſich ſchon etwas erlauben. — Hätte es Gott nur gefügt," ſetzte ſie mit einem Seufzer hinzu, „daß mein wackrer Gemahl, Graf Lüdiger, noch lebte und mir getreulich zur Seite ſtände!" — Und ſie hatte wohl Recht, dies zu wünſchen, die fromme Frau, denn der Abgeſchiedene war ihr der beſte und treueſte Freund geweſen, ſtets eines Sinnes und eines Wollens mit ihr. Herzog Benno murmelte ſo etwas in den Bart, wie auch er nichts inniger wünſche, als daß ſein in Gott ruhender Bruder noch auf Erden wandeln möge; wie er aber als gläubiger Chriſt ſich dem Rathſchluß des Ewigen untergeordnet, und ſich in den ſchweren Verluſt eines geliebten Bruders gefunden habe. Was Herr Benno da geredet, davon gehörte wenig oder gar nichts der Wahrheit an, und die an die Spitze geſtellte Behauptung war nichts weiter als eine Lüge; denn der Herzog hätte um alles nicht gewünſcht, daß ſein Bruder das Zeitliche nicht geſegnet; war doch ſeine ganze Seele von Habſucht und Gier nach irdiſchen Gütern erfüllt; und des Bruders Tod war ihm ja der ſicherſte Schlüſſel zu all dieſen erſehnten Schätzen.

Die Gräfin hatte nur halb gehört, was der Herr Schwager geſprochen; ihre Aufmerkſamkeit wurde von einem Zuge feſtlich gekleideter Männer in Anſpruch genommen, der ihr geraden Weges entgegenzog und alsdann in ehrerbietiger Stellung vor ihr Halt machte. „Was wollen dieſe Leute?“ fragte unmuthig über die Störung der Herzog mit ſcharfem Tone. „Ich denke, wir werden es bald erfahren;“ verſetzte die Gräfin freundlich, und wandte ſich darauf den etwas verlegenen Männern zu. „Nun,“ fuhr ſie ermuthigend fort, „was habt ihr auf dem Herzen, ihr guten Bürger der Stadt Bremen?“ — Da gewannen die einfachen Leute Muth zu reden, und in ſchlichten und kunſtloſen Worten theilten ſie der Frau Gräfin mit, wie ſie ſchon lange die Abſicht gehegt, der hochedlen Frau eine große Bitte ans Herz zu legen; wie ihnen nur ſtets der Muth und auch die Gelegenheit dazu gefehlt habe. Wie nun aber vorhin der lahme Hannes ihnen Botſchaft geſandt, daß die Frau Gräfin von Lesmona mit dem edlen Herzog Benno in ihrer Gemarkung umherreite, da hätten ſie ſich ein Herz gefaßt und ſich aufgemacht, um ihre Bitte vertrauensvoll anzubringen. — „Ei ſeht doch,“ ſcherzte die Gräfin, „was für ein Schwätzer der lahme Hannes iſt, daß er ſogleich ausposaunt, wo ich und mein geſtrenger Herr Schwager zu finden ſind.“ „Ah, das iſt wohl der kleine Patron, dem Ihr vorhin die reiche Gabe in den Hut warft?“ bemerkte der Herzog mit verhaltenem Spott. „Derſelbe,“ entgegnete die

Gräfin arglos, „ich kenne den armen Burschen schon lange; und wenn ich hieher komme, so finde ich ihn stets an dem Eingange des Hauptweges, dort wo die Pfade sich kreuzen; da ist's denn natürlich, daß ich seiner nicht vergesse. Jetzt aber, ihr lieben Bürger," unterbrach sich die Gräfin, „sagt an, worin besteht euer Anliegen? Redet nur frei von Herzen weg; kann ich etwas für euch thun, bin ich gern bereit dazu." — „Ja seht, vieledle Frau Gräfin," begann jetzt der Wortführer des Zuges, „wir Bremer wären ganz zufriedene und glückliche Leute, wenn wir für unser Vieh freie, gute Weideplätze hätten; aber dem ist nicht so. Der rings um die Stadt liegende Weidegrund gehört größtentheils nicht zu unserm Gebiete, und das Wiesenland, das der Stadt zu eigen ist, taugt nicht zum Betreiben des Viehs, denn es ist voll Sumpfstrecken und gefährlicher Brüche. Da sind wir nun gezwungen, unser armes Vieh in engen Ställen, oder Verschlägen zu halten, wo es nicht gedeihen kann. Wir füttern es zur Sommerzeit mit den Abfällen unsers Gemüses, — gutes, gesundes Gras können nur die wenigsten von uns beschaffen; und so tragen wir viel Sorge und Plage darob. Da sind wir nun gekommen, vieledle Frau, um Euch zu bitten, uns einen Weideraum nach Eurer Beliebung für ein Billiges an Geld zu überlassen, damit wir unserm Vieh bessere Nahrung und mehr Gedeihen verschaffen möchten." —

Die Gräfin hatte mit freundlichen Mienen die wohl-

geſetzte Rede angehört, und als der Wortführer geendet, ſagte ſie in ihrer leutſeligen Weiſe: „Mir thut's leid um euer armes Vieh, das in der ſchönen Sommerzeit in dumpfigen, engen Ställen eingepfercht iſt; warum ſeid ihr nicht längſt zu mir gekommen und habt mich's wiſſen laſſen, woran es euch mangelt? — Was ihr indeß redet von Ueberlaſſung eines Weideraums für Geld, das will mir nicht einleuchten. Der Herr hat mich reich geſegnet mit irdiſchem Gut, warum ſollte ich nicht ein Geringes davon denen mittheilen, die Mangel daran leiden?" — Herzog Benno wollte hier ſeine Schwägerin unterbrechen und ſie von dieſer, nach ſeiner Meinung, höchſt thörichten Verſchwendung abmahnen; allein die Gräfin war ſo erfüllt von dem Gedanken, ein gutes und nothwendiges Werk zu thun, daß ſie es nicht einmal merkte, wie der geſtrenge Herr Schwager einen Anlauf zur Rede nahm. Sie fuhr deßhalb ganz ruhig fort: „Hört alſo, was ich eben bei mir beſchloſſen habe. Ich will euch für ewige Zeiten ſo viel Weideraum ſchenken, als ein Mann in einer vollen Stunde umgehen kann; ſei es nun langſam oder ſchnell, ganz wie er's mag, ſo ſoll mir's recht und euch zu Gunſten ſein." —

Das hatten die Bürger nicht erwartet; ſie brachen in ein lautes Jubeln aus und prieſen das wohlthätige Herz der hohen Frau; aber Herzog Benno ergrimmte ob der maßloſen, tollen Verſchwendung der Wittwe [illegible]ders, und mit einem ſpöttiſchen Lächeln, unter

welchem er den innern Grimm verbarg, bemerkte er: „Ei, Frau Gräfin von Lesmona, Ihr ſeid ſehr knauſerig, mein' ich; mich dünkt, Ihr ſolltet die Stunde lieber auf einen ganzen Tag ausdehnen, da ließe ſich ein erkleckliches Weideſtück umgehen.“ — Sei es nun, daß die Gräfin den Spott nicht merkte und den Vorſchlag Benno's für ernſt gemeint anſah; oder wollte ſie ihm überall zeigen, daß ſie nicht gewillt ſei, ſich in ſolchen Dingen beherrſchen zu laſſen; genug, ſie verſetzte raſch, indem eine leichte Röthe ihr mildes Angeſicht überflog: „Ihr habt vollkommen Recht, mein geſtrenger Herr Schwager, mir meinen Geiz vorzuwerfen und mich daran zu erinnern, daß man von dem viel fordert, dem viel gegeben worden. — Wohlan denn, es geſchehe, wie Ihr's geſagt. Was ein Mann, von morgen früh um fünf bis morgen Abend um acht Uhr, an Weidegrund umgehen kann, das ſchenke ich den guten Bürgern von Bremen!“ — Das war ein Staunen und Jubeln von Seiten der Bürger; — aber ein arges Erſchrecken und ein böſes Grollen von Seiten Benno's! Er hätte ſich ſelbſt haſſen können ſeines dummen Spotts wegen, der ſo üble Früchte für ihn trug, indem er das in Ausſicht ſtehende Erbe ſo bedeutend ſchmälern mußte. Allein er konnte die Sache nicht rückgängig machen, das begriff er ſofort; aber etwas mußte geſchehen, das der wahnſinnigen Vergeudung der Schwägerin einen Zügel anlegte. Darüber ſann er nach. Dem Böſen kommen die Gedanken ſchneller als dem Guten. Das

Gute gedeiht langſam und geht bedächtig ſeinen Weg; das Böſe wächſt und ſchreitet raſch. So war es auch bei dem argen Herzog. Während er ſich voll Aerger auf die dünnen Lippen biß, blitzte ein Gedanke in ihm auf und dieſen Gedanken wollte er alsbald zur Ausführung bringen. „Wartet nur, ihr dickköpfigen Bürger,“ ſprach er bei ſich ſelbſt, „wartet nur, ich will euch ſchon einen Strich, und zwar einen derben Strich, durch die Rechnung machen! Ihr ſollt bald genug einſehen, daß ihr diesmal die Rechnung ohne den Wirth, das heißt: ohne den Herzog von Sachſen gemacht habt.“

„Ihr ſeid doch über die Maßen mildthätig und zu allem Guten bereit, Frau Schwägerin!“ Mit dieſen heuchleriſchen Worten wandte Benno ſich jetzt an die Gräfin; „in der That dachte ich nicht, daß mein hingeworfenes Wort ſo raſch zünden würde bei Euch. Indeß da Ihr meinen Rath ohne weiteres angenommen, ſo daß Ihr denſelben ſchon am morgenden Tage zur Ausführung zu bringen gedenkt; möchte ich Euch doch erſuchen, mich, als Euren wohlgetreuen Schwager, auch dafür ſorgen zu laſſen, den Mann zu ſtellen, der den Weideraum zu umgehen hat.“ Die Gräfin, die keine Ahnung von dem Plane haben konnte, den der Herzog Benno raſch erſonnen, gewährte das Geſuch ganz arglos und fügte in ihrer unbegrenzten Güte nur hinzu: „Aber ich bitte Euch, vieledler Herr, ſtellt mir auch einen Mann, der dem Ganzen gewachſen iſt; nicht zu meinem Gunſten,

ſondern zum Frommen der guten Leute, denen ich mein Verſprechen gegeben.“ „Ich habe Euer Wort!“ bemerkte der Herzog „und dies Wort, mein' ich, gabt Ihr ohne Bedingung.“ — Dieſe Aeußerung fiel der Gräfin etwas ſchwer aufs Herz; allerdings hatte ſie keine Bedingung an die Zuſage geknüpft; nur als das Wort gegeben war, hatte ſie eine Bitte hinzugefügt, auf welche einzugehen, der Herzog nicht geneigt ſchien. Allein den Bürgern gegenüber durfte ſie keinen Zwieſpalt mit ihrem Verwandten zeigen; darum faßte ſie ſich raſch, ſagte zum Schwager: „Wohl, ſo ſtellt mir den Mann!“ und gab alsdann in ihrem frommen Sinn das Weitere in Gottes Hände, damit der es ausführen möge zum Heile. — „Ich ſtelle ihn Euch in zehn Minuten!“ verſetzte der Herzog triumphirend, „bitte um Urlaub bis dahin und um einige Diener aus Eurem Gefolge.“ Die Gräfin winkte mit der Hand, und Benno ſprengte mit einigen Leuten die Straße zurück, die er gekommen war. — Die edle Frau ſah ihm befremdet nach, und die Bürger ſchauten ſich fragend und kopfſchüttelnd an.

Die beſtimmten Minuten waren kaum vergangen, ſo kehrte der Herzog mit ſeinen Leuten zurück, — in ihrer Mitte den lahmen Hannes, den armen Krüppel, der Tag an Tag, wenn das Wetter nicht gar zu ſchrecklich, an dem Eingange der Hauptſtraße ſaß, die zur Stadt führte; wo er dann von denen, die da kamen, oder gingen, manches Almoſen erhielt, um ſein traurig Leben zu friſten.

— „Hier ſtelle ich meinen Mann! vieledle Frau Schwägerin," begann der Herzog, ſich tief verneigend, damit die Gräfin die Schadenfreude nicht ſehe, die in ſeinen Zügen ſich ausſprach. — Die Bürger ſahen ſich erſchrocken an, und die frohe Hoffnung, die ſie noch vor kurzem gehegt, ward zum Nichts. — „O, ich dacht' mir's ſchon," raunte einer der Bürger dem andern zu, „daß er nichts Gutes im Schilde führen werde; ich ſah's ihm an, daß die Güte der frommen Frau ihm ein Stich in die Seele war. Er iſt ihr nächſter Erbe, und wenn nicht er, doch ſeine Kinder, und da möcht' er's Gut gern zuſammenhalten und der Frau Schwägerin die Hände ein wenig binden. Nun wenn ihm das ſonſt auch nicht gelingen mag, hier hat er ſeinen Zweck ſo halb und halb erreicht; denn was ſoll uns der arme Hannes, der nicht gehen kann!" —

Die Gräfin ſah den Krüppel lange an; ſie begriff jetzt völlig, was ihr Schwager beabſichtigte. Aber ſie ſchwieg; es widerſtrebte ihrem feinen Sinn, den Bruder ihres geliebten Gemahls in Gegenwart Fremder durch einen Vorwurf bloß zu ſtellen, mochte dieſer auch noch ſo gerecht erſcheinen. „Nun, Frau Gräfin," begann der Herzog jetzt; „was ſagt Ihr zu dem Manne, den ich ausgewählt? Iſt's nicht ein capitales Bürſchlein? Wir haben ihn bereits von Eurem Vorhaben und ſeiner wichtigen Thätigkeit dabei in Kenntniß geſetzt; aber er wehrt ſich deſſen mannlich und jammert ob ſeiner Miſſion, mit

der wir ihn in Gnaden betrauen wollen." — „Ei ſeht doch," verſetzte die Gräfin, die ihre Faſſung wieder gewonnen, mit einer feinen, faſt diplomatiſchen Wendung, „Ei ſeht doch, nun begreife ich Euch erſt, geſtrenger Herr Schwager! Ihr habt nichts Geringeres in Eurem klugen Sinn, als daß ſelbſt der ſchwächſte der Bremer Bürger, der arme Hannes, ſich in der Geſchichte verewigen ſoll, indem er das Seine beiträgt, um den allgemeinen Wohlſtand zu heben." — Herzog Benno war etwas betreten und wußte auf die fein geſtellte Rede nicht zu antworten; er verbeugte ſich ſchweigend vor der Gräfin. Der lahme Hannes aber jammerte laut und bat faſt unter Thränen: „Ach, vieledle Frau, laßt mich doch zurückbringen auf meinen Platz an der großen Hauptſtraße; ich trage gar kein Verlangen, mich zu verewigen in der Geſchichte. Vergönnt in Gnaden, daß der Krüppel heimgebracht werde, von wo man ihn mit Gewalt fortgeführt hat." „Ich kann dir nicht helfen, guter Hannes," ſagte die Gräfin freundlich, „ich habe dem Herzog von Sachſen, meinem hochedlen Herrn Schwager, mein Wort gegeben, den Mann, den er ſtellen würde, zu beſtätigen. Auf dich nun iſt ſeine Wahl gefallen, und da kann ich nicht anders, als dich auffordern, morgen früh um fünf Uhr hier am Platze zu ſein, um das in Rede ſtehende Werk zu beginnen." „Ach bedenkt doch nur," klagte der arme Hannes, „daß ich ja gar nicht im Stande bin, von einer Stelle zur andern zu gehen; fragt nur die wackern Bürger

hier, ob ich nicht jeden Morgen auf eine mitleidige Seele warten muß, die mich an meinen Platz draußen bringt und Abends wieder heim ſchafft. Wie könnte ich auch nur die kleinſte Stelle umgehen, da meine armen Beine lahm ſind, ſo lange ich denken kann.“ Die Bürger beſtätigten, was Hannes geſagt. Die Gräfin ſchwieg eine Weile ſtill; ſie ſchien nachzuſinnen, oder zu beten, und es verbreitete ſich ein heller gar milder Ausdruck über die edlen Züge ihres Angeſichts; dann ſagte ſie: „Gott iſt mächtig in dem Schwachen, — das ſoll keiner vergeſſen! — Da du nicht gehen kannſt, armer Mann, ſo geſtatte ich dir, zu kriechen. Es gilt morgen den Verſuch, und das Weitere legen wir in die Hände deſſen, der alle Bosheit und Liſten zu Schanden machen kann.“ — „Ja, ja! die Frau Gräfin hat Recht!“ „Verſuch's nur, guter Hannes!“ — „Gott wird ſchon helfen!“ So riefen die Bürger durch einander und warfen ihre Mützen und Hüte jubelnd in die Luft.

„Mit nichten, Frau Schwägerin,“ unterbrach Benno die lauten Freudenäußerungen der Bürger, „es war nur die Rede von einem Umgehen des Weideraums, aber nicht von einem Umkriechen. Ich wage pflichtſchuldigſt dagegen Einſprache zu erheben.“ — „Liſt gegen Liſt!“ verſetzte die Gräfin leiſe, aber beſtimmt, indem ſie jenem einen feſten Blick zuwarf, vor dem der ſtolze, kluge Mann verſtummte. „Es bleibt dabei, wie ich es angeordnet!“ ſprach ſie zu den Uebrigen, „alſo auf

Wiederſehen, morgen früh.“ — Damit wandte ſie ihr Roß, winkte dem Gefolge, und den ſtill grollenden Benno zur Seite, ritt ſie dann in die Herberge, wo ſie mit den Ihrigen gewöhnlich übernachtete, wenn ſie länger als einen Tag in Bremen verweilte.

2.

Am nächſten Morgen war alles früh auf den Beinen. Klein und Groß, Jung und Alt zog in dichten Schaaren hinaus, um das wunderliche Schauſpiel anzuſehen, wie der lahme Hannes den Bremer Bürgern einen Zuwachs an Weiden und Wiſchen erkriechen ſollte. Lange vor der beſtimmten Zeit war die ganze Umgegend in der Nähe der Weide mit Menſchen angefüllt, und in allen Geſichtern las man die größte Spannung auf das, was da kommen werde. — Die Sonne ſtand am blauen Morgenhimmel und ſchaute faſt neugierig auf die vielen Menſchenkinder herab, die ſich hier zu ſo früher Tagesſtunde in Maſſen verſammelt hatten. „Was mögen ſie wollen?“ ſchien ſie zu fragen; und ſie warf ihre feurigen Strahlen mit ſo rührender Zudringlichkeit zwiſchen alle, als wollte ſie es den Leuten aus den Augen und Herzen herausleſen, was ſie ſo ungewöhnlich bewegte. — Nur gemach, liebe Frau Sonne! Ihr werdet's ſchon erfahren, um was es ſich heute handelt; wartet nur noch eine kleine Weile, da wird's euch ſchon klar werden, was für ein wunderlich Bild unter eurem prächtigen

Strahlenbaldachin, auf der guten Mutter Erde, dem Schemel eurer goldigen Fußspitzen, sich entfaltet. — Schaut nur die Straße dort entlang; seht ihr den armen Krüppel, der von den kräftigen Armen einiger Bürger getragen wird, wie ein unmündig Kind? — Merkt auf, liebe Frau Sonne, das ist der Held des Tages! —

Auf einem prächtigen weißen Zelter nahete jetzt die Gräfin von Lesmona, festlich geschmückt. Wie die Farbe des schönen Rosses, das sie trug, so licht und rein war die Seele der edlen Frau, deren Milde und Klarheit in den sanften blauen Augen sich wiederspiegelten. An ihrer Seite ritt der Herzog von Sachsen auf einem kräftigen, stolzen Rappen; schwärzer wohl als die Farbe des edlen Thieres, mochte es in dem Innern Benno's aussehen, voll Groll, Habgier und finstrer Gedanken. —

Die Diener der Gräfin errichteten rasch eine Art von Zelt an dem Hauptwege, der dicht an der Weide vorüberführte, in das die Herrschaften im Laufe des Tages, wenn es ihnen draußen im Freien zu heiß werden mochte, eintreten konnten. Auch Speisen und Getränke schaffte man hinein, um dem Hunger und Durst zu begegnen, die ohne Zweifel mit der Zeit sich breit machen dürften. Aber die Gräfin hatte nicht allein für sich und für ihr Gefolge gesorgt; auch der guten Bürger hatte sie gedacht, das bewiesen mehre Tonnen Biers, die vor dem Zelte abgeladen wurden; von diesem sollte im Laufe des Tages den Durstigen ausgeschenkt wer-

den, das hatte einer der gräflichen Diener den Bürgern verrathen.

Der lahme Hannes sah heute gar nicht so jämmerlich darein als gestern. Er war diese Nacht so recht mit sich und seinem Gott zu Rathe gegangen; er hatte sich das Zeugniß geben müssen, daß er nicht durch Versprechung irdischer Güter zu dem heutigen schweren Gange sich habe verleiten lassen; sondern daß er lediglich ohne irgend ein Zuthun von seiner Seite, in den seltsamen Handel hineingezogen sei. Das hatte ihm nun Ruhe und Muth gegeben. Dazu war ihm der Gedanke gekommen: Gott wird schon helfen, wenn die Sache ihm recht ist; den Gedanken hatte er festgehalten wie einen schützenden Schild, wie eine geweihete unsichtbare Waffe zu einem Kampfe mit der Schwäche und Gebrechlichkeit seines Körpers; und darum erschien der gute Hannes diesen Morgen mit heitrem Angesicht und hellen Augen.

Die Gräfin von Lesmona winkte den Bürgern, die den Kleinen auf ihren Armen hergetragen, zu sich heran, und bot ihnen in ihrer freundlichen Weise einen guten Morgen; zum Hannes aber wandte sie sich besonders leutselig und sagte: „Nun, guter Mann, wie steht es um dich? — Du scheinst mir heute andern Sinnes zu sein, als gestern; du schaust ja so zuversichtlich d'rein, als gedächtest du mir, wer weiß, wie viel Kuhweiden abzugewinnen?“ — Bei diesem Scherze wollte den armen Hannes seine Zaghaftigkeit von gestern wieder beschleichen,

denn er ſagte bittend: „O, edle Frau Gräfin, ſcherzt nicht alſo mit mir ſchwachem Menſchenkinde, ſonſt möchte der Muth, den ich mir dieſe Nacht erbeten habe, von mir weichen.“ „Nun denn,“ lenkte die Gräfin freundlich ein, „verſuche, was du kannſt; ſei es auch noch ſo gering, — den weitern Verlauf wollen wir Gott anheim ſtellen. — Jetzt aber ſtärke dich hier mit einem Trunk Weines; es iſt friſch heut' Morgen, er wird dir gut thun.“ — Nachdem Hannes getrunken, ſah er noch einmal auf die ungeheure Menſchenmenge, die rings um geſchaart ſtand, Kopf an Kopf, Fuß an Fuß; und alle Augen blickten auf ihn, und alle Herzen hofften von ihm, dem ärmſten der Armen, Abhülfe ihrer Noth, Bereicherung ihres Gutes. „Gott wird helfen!“ ſagte er halblaut vor ſich hin, und ſchaute zum wolkenfreien, blauen Himmelsgewölbe empor, von dem die Sonne freundlich und ſegnend hernieder grüßte; dann trat er mit dem letzten fünften Glockenſchlage, auf Händen und Füßen ſeine ſeltſame Wanderung über die Weide an. — Die Gräfin ließ ſofort an der Stelle, wo Hannes den Anfang genommen, einen Pfahl einſchlagen, und gebot ihren Dienern, ſtets nach hundert Schritten, die ſie neben Hannes gemacht, jene Bezeichnung zu wiederholen, damit ſpäter alles leicht und in Ordnung regulirt werden könne. Nachdem ſie dieſe Verhaltungsregeln gegeben, ritt ſie mit dem Herzog Benno auf der Weide auf und ab; theils um den Bürgern Gelegenheit zu bieten, frei

und ungezwungen ſich zu beſprechen, theils um den finſter d'reinſchauenden Benno ihren Blicken zu entziehen.

Der Herzog hatte in der That ſich nicht überwinden können, gute Miene zum verdrießlichen Handel zu machen, ſo ſehr wurmte ihm die ganze Sache. „Hättet Ihr, Frau Schwägerin," begann er grollend während des Rittes, „dem Bürgerpack meinetwegen ein Dutzend Kuhweiden an den Hals geworfen, ſo möcht's hingehen. Aber einen ganzen Tag von fünf Uhr früh, bis acht Uhr ſpät, von dem Bettler einen Weideraum umkriechen zu laſſen, — weiß Gott, das iſt zu viel! Das iſt keine weiſe Wohlthat mehr, das iſt eine thörichte Verſchwendung!" „Ei, ei, mein geſtrenger Herr Schwager!" verſetzte die Gräfin, „Ihr ſcheint ja ganz vergeſſen zu haben, daß Ihr ſelbſt es waret, der den Rath gab, die Stunde auf den vollen Tag auszudehnen, und daß Ihr mit höchſt eignen Augen den Mann auswähltet, der den Weidegrund umgehen ſollte." „Das erſtere war Spott von mir, weil mich ſchon die Stunde verdroß;" antwortete jener, „und was das letztere betrifft, ſo habt Ihr meinen verſtändigen Einfall dadurch zunichte gemacht, daß Ihr den dummen Hannes kriechen laßt, wo ich ihn nur zu gehen beſtimmt hatte. Und das lediglich aus Sorge für Euch, damit Ihr nicht zu große Einbuße erlittet an Eurem Beſitzthum." — Die Gräfin lächelte. „Seid ohne Sorgen meinethalb, Herr Herzog," verſetzte ſie, „die Tochter des Grafen zu Stotel, die Schweſter des Bi-

ſchofs Meinwerk zu Paderborn, die Wittwe des edlen Lüdiger, des Grafen zu Holſtein, Stormarn, Dithmarſchen, Stade und Leßum, — iſt ſo reich an Gut und Liegenſchaften, daß ſie eine Einbuße wohl verwinden kann! — War's übrigens der Spott, der Euch geſtern geleitet," ſchloß die wackere Frau, „nun, ſo iſt's auch recht, daß Ihr des Spottes Folge tragt." — Benno biß ſich auf die Lippen und ſchwieg.

In dieſem Augenblick vernahm man das tauſendſtimmige Aufjubeln der Bürger. — Hannes, der den verhängnißvollen Weg zwar mit Muth im Herzen, aber auch mit der äußerſten Anſtrengung ſeines gebrechlichen Körpers angetreten, hatte glücklich den Raum von hundert Schritten hinter ſich; und raſch ſchlug, wie die Gräfin es geboten, einer der Diener den Pfahl in die Erde. Dieſem wichtigen Acte galt das Aufjauchzen der fröhlichen Menge. — „Alſo ſchon hundert Schritt vorwärts gekrochen," ſpottete der Herzog, „freut Euch doch am Freudenſchrei des Bürgerpacks, Frau Schwägerin!" Die Gräfin ſah ihn mit tiefem Ernſt an. „Wohl freue ich mich an dem Ausdruck der Freude guter Menſchen;" ſagte ſie nach einer Weile, „und ich meine, daß eine ſolche Freude mir wohl anſtehe. — Euch aber, Herzog Benno, ſteht der Hochmuth ſehr übel an, den Ihr gefliſſentlich zur Schau tragt, und von dem jedes Eurer Worte Kunde giebt. Die Leute, die Ihr mit dem Namen — Bürgerpack belegt, ſind ſtrebſame, fleißige und brave

Menſchen; mancher aus dem Adel- und Ritterſtande könnte ſich ein Beiſpiel daran nehmen. — Ihr ſprecht verächtlich vom Bürgerſtande; wie würd' es Euch gefallen, wenn irgend ein Ritter mit Verachtung Eures Großvaters gedächte, weil dieſer nur ein ſchlichter Bauer war?" — Der Graf preßte die Lippen zuſammen, die Erwähnung des Standes ſeiner Vorfahren war ſeinem hochmüthigen Sinne ſtets ein Grauen. Die Gräfin fuhr fort: „Mein in Gott ruhender Gemahl, der Graf Lüdiger, war nicht ſo hoffärtig, wie Ihr es ſcheint; ſeine größte Freude war es, von ſeinem Vorfahr zu erzählen, dem Hermann Billing,*) deſſen Sohn, Euer und Lüdigers trefflicher Vater, vom Kaiſer Otto dem Erſten zum Herzog der Sachſen berufen wurde. — Seht, Herr Schwager," ſchloß die Gräfin, „das hab' ich Euch ſagen wollen, und bitte ich Euch, meine Worte zu erwägen, ob Ihr irgend eine Unlauterkeit darin findet. Uebrigens ehre ich in Euch nach wie vor den Bruder meines Gemahls, unter der einzigen Bedingung, mich in Dingen der Wohlthätigkeit nicht bevormunden zu wollen. Und jetzt, Herr Herzog, laßt uns zurückreiten, und wollt Ihr mir gefällig ſein, ſo zeigt den Bürgern ein freundlich Geſicht, damit ſie nicht glauben, die Einbuße an Weiden und Wiſchen thäte Euch leid." —

Der Herzog mochte für den Augenblick begreifen,

*) Nach Andern: Billung.

daß die Gräfin Recht habe, und daß er ſich ein wenig zuſammennehmen müſſe, um den Bürgern gegenüber nicht für das zu gelten, was er wirklich war, für einen eigennützigen Herrn, dem die thätige Liebe ſeiner Schwägerin ſchlecht behagte, weil ſie möglicher Weiſe ſein Erbe ſchmälerte. „Ich will's Euch zu Liebe thun, daß ich heiter d'reinſchaue, Frau Gräfin," ſagte er mit Ueberwindung, „obwohl ich nicht alles billigen kann, was Ihr thut. — Uebrigens habt Ihr darin Recht, daß man ſein Herz nicht auf der Zunge haben muß. Kommt denn, viel edle Frau Schwägerin, laßt uns nach Eurem Wunſche zurückreiten; auch ſpüre ich nachgerade ein Begehren nach einem guten Trunk und einem Imbiß dazu." — Und beide wandten die Roſſe und ritten dem Zelte zu. — Der Zufall hatte es indeß gewollt, daß in dem Augenblick, als der Graf vom Rappen ſprang und die Zügel dem Reitknecht zuwarf, wiederum ein Freudenjubel der Bürger die Luft erfüllte, denn der dritte Pfahl wurde ſo eben von dem gräflichen Diener aufgerichtet. Aber Herr Benno behielt ſeine Faſſung; nur um die dünnen Lippen zuckte es ein wenig unheimlich. Raſch trat er ins Zelt, ließ ſich Wein und Imbiß reichen, und vergaß über dem köſtlichen Trunk, für den Augenblick, die ganze Weide und den lahmen Hannes dazu.

Dieſem armen Burſchen war heut' kein leichtes Tagewerk beſchieden. Auf Händen und Füßen vorwärts

kriechend auf dem feuchten, holprichten Weidegrund, über sich die Sonne, die es über die Maßen gut meinte mit ihren Strahlen, mußte es dem lahmen Hannes gar schwer werden. Der Schweiß rann ihm in hellen Tropfen von der Stirn, und seine sonst so bleichen Wangen färbte die Anstrengung hochroth. — Wäret ihr, Frau Sonne, nur etwas weniger neugierig gewesen, so hättet ihr euch dann und wann wohl hinter ein Wölklein verstecken können, das hier und dort an der Himmelsdecke aufstieg; dahinter hättet ihr ganz bescheidentlich hervorlugen mögen, und ihr würdet noch genug geschaut haben. Allein das Erbtheil unsrer guten Stammmutter Eva war für heute, und noch dazu in erhöhetem Grade auch auf euch übergegangen; ihr waret so wißbegierig auf das, was hier unten vorging, daß ihr nicht das Geringste entbehren wolltet, und deßhalb all die flammenden Blicke aus euren Strahlenaugen hernieder senktet. Diese Blicke aber waren heiß, gar heiß, die schafften dem lahmen Hannes recht arge Plage und Last. — Trotzdem hielt der Bursche tapfer aus und kroch muthig weiter; und wenn ihn die Erschöpfung übermannte, da hielt er eine Zeit lang inne, trank einen Schluck stärkenden Weins, den ihm die vorsorgliche Gräfin reichen ließ, sprach tief in seiner Seele ein brünstiges „Gott wird schon helfen!“ und trat seinen Gang aufs neue an. — Und wenn er sah, wie die Bürger in geringer Entfernung neben ihm herzogen, und wenn er's

hörte, wie sie ihn beklagten, und wie gern sie mit ihren gesunden Beinen ihm den sauern Umzug abgenommen hätten; da freute er sich ihrer Theilnahme, und diese Freude erhöhete seine Kräfte. — Mit jedem neuen Pfahl aber, den der gräfliche Diener mit dem lauten Rufe: „Wedder hunnert!“*) in den Boden schlug, wuchs der Muth des Kleinen; die Bürger jubelten, und die Gräfin sprach fromm vor sich hin: „Gott ist mächtig in dem Schwachen!“ —

Es ist doch eine wunderbare Sache um einen tiefen Trunk guten, feurigen Weines! Herrn Benno hatte der goldne Rheinwein, den die Schwägerin ihm kredenzen ließ, gar trefflich gemundet, und er hatte weidlich gezecht. Die guten Geister, die in jedem guten Weine schlummern, waren aufgewacht und dem Herzog in das finstere Hirn gestiegen; und sie hatten ein helles Licht darin angezündet, das nach und nach alle dunklen Kammern des Hauptes erleuchtete, und dessen Wärme wohlthätig bis in das Herz des kalten Mannes sich verbreitete. Die ganze Schenkung der Gräfin erschien ihm gar nicht mehr so entsetzlich verschwenderisch und thöricht; im Gegentheil, er fand dieselbe, im Hinblick auf den Reichthum der edlen Frau, ganz natürlich und lobenswerth. Und da er bis zu dieser Erkenntniß gekommen, so konnte es nicht fehlen, daß er weiter ging; und da begriff er denn, wie es so ganz und gar unritterlich gewesen, die gute Absicht der Gräfin durch arge List

*) „Wieder hundert!“

vereiteln zu wollen. Als er nun etwas ſchwankenden Schrittes, aber mit vergnüglichen Sinnen aus dem Zelte trat und auf die verſammelte Menge blickte, da erſchienen ihm die guten Bürger gar nicht mehr ſo dickköpfig, ſondern als ſtattliche, ehrbare und handfeſte Männer, die da wußten, was ſie wollten. Und als er in weiter Ferne den lahmen Hannes ſo eifrig über das Gras dahinkriechen ſah, da konnte es ihm ordentlich leid thun, daß der Kleine ſich ſo abquälte, während er im Zelte gezecht und geſchmaust hatte. — Wie lange die guten Geiſter des Weins unſern Mann beherrſchten, ob in nächſter Stunde alles wieder verflogen war, und die finſtern Gedanken aufs neue bei ihm einkehrten, zu ſeiner eignen Qual, das wiſſen wir nicht, wollen uns auch weiter darum nicht kümmern, da es nicht hieher gehört. Nur das wiſſen wir, daß der Herzog mit ungeheuchelter Freundlichkeit zur Gräfin trat, ihr die Hand bot und ſagte: „Viel gute Frau Schwägerin, ich denk', daß mein längres Verweilen hier ganz überflüſſig ſein möchte, da Ihr alles ſelbſt zu leiten im Stande ſeid. D'rum gebt mir freundlichſt Urlaub, damit ich nach Lesmona zurückreite und Euch dort heut' Abend fein ſchwägerlich erwarte." — Die Gräfin ſah dem Manne ganz erſtaunt in die Augen, aber ſie bedachte ſich nicht lange, drückte ihm die Hand zum Abſchied und bat ihn, nicht zu ſchnell zu reiten bei der gewaltigen Hitze. Der Herzog verſprach es, beſtieg ſeinen prächtigen kohlſchwarzen Rappen,

grüßte die Bürger ganz herablassend und freundlich, und trabte mit einigen Dienern von dannen.

„Was ficht den Herzog an, daß er so leutselig grüßt?“ fragte ein Bürger, nachdem jener vorüber geritten. „Er hat tapfer gezecht, wie ich gesehen,“ versetzte ein anderer, „und der Wein macht oft einen gelinden Mann aus einem barschen.“ „Gleichviel, woher es kommt,“ warf ein dritter ein, „aber recht ist mir's schon, und bin ich ihm darob nicht gram.“ „Bist du ihm nicht gram des Grußes wegen,“ rief ein vierter lachend, „so bin ich ihm noch weniger gram um seinen Heimritt; mir ist, als könnten wir erst jetzt von Herzen fröhlich sein.“ — „Wedder hunnert!“ klang es aus der Ferne, und ein neuer Pfahl flog in den Boden. Der laute Jubel des Volks war die Antwort auf jenen erfreulichen Ruf.

Und nun, wie ging's denn unserm lahmen Hannes? Ja, wie ging es dem! — Der wunderliche Marsch auf allen Vieren hatte ihm arg zugesetzt. Die fadenscheinigen Beinkleider waren an den Knien bereits durchgescheuert; und die, solcher Thätigkeit völlig ungewohnten Hände sahen ganz roth und wund aus. Sie fingen an, ihm zu schmerzen, und der gräfliche Diener, der ein mitleidiger Gesell war, sagte zu den mitwandernden Bürgern: „Ihr müßt dem Hannes Hülfe schaffen, daß er Hände und Knie etwas schonen kann, sonst hält er's nicht bis Abend aus.“ — Eilends rannte einer der

Bürger in die Stadt zum Gevatter Schuſter, und kam alsbald mit einem großen Stück weichen, dicken Leders heim; das ſchnitt man in vier paſſende Theile; band die zwei kleinern um die Hände, die zwei größern um die Knie des Kleinen, und nun war dem Schaden abgeholfen, und das gute Bürſchlein kroch luſtig weiter.

Um die Mittagszeit, als Frau Sonne am heißeſten brannte, — auch nicht dem kleinſten Wölkchen hatte die Wißbegierige geſtattet, als zeitweiligen Schleier ſich über ihre Gluthaugen zu legen, — da gebot die Gräfin innezuhalten. Nachdem der eifrige Hannes mit einer kräftigen Speiſe ſich erquickt hatte, mußte er ein Stündchen ausruhen, um neue Kräfte zu ſammeln; alſo wollte es die freundliche Gräfin. „Uebrigens ſoll niemand Schaden dabei leiden," bemerkte ſie lächelnd, „für die Zeitverſäumniß will ich zweihundert Schritt anrechnen, und du, Gebhard, magſt ſofort zwei neue Pfähle einſchlagen." Dies geſchah denn auch auf der Stelle, und die Bürger meinten, die Gräfin Emma von Leßum ſei doch eine gar prächtige Frau, die wohl nirgend ihres Gleichen finden möge. — Während der kleine Hannes ſeine wohlverdiente Mittagsruhe hielt, ging nun auch ein Theil der Bürger nach Hauſe, um nach genoſſenem Mittagsbrot wieder am Platze zu ſein. Viele aber blieben draußen, und die Gräfin ließ ihnen Bier und Weizenbrot und ſchmackhaften Käſe dazu reichen; und die guten Leute aßen und tranken nach Herzensluſt und meinten, es

ſchmecke doch noch einmal ſo ſchön, wenn's auf ſo freundliche Weiſe gegeben werde. „Ja," warf ein luſtiger Spottvogel dazwiſchen, „ja, und wie billig ſo eine Mahlzeit iſt, und das iſt noch die Hauptſachel" „Und ſo kinderleicht verdient in den Kauf," bemerkte ein anderer luſtiger Geſell, „nicht einen kleinen Finger braucht man d'rum zu rühren; es kommt einem ſo rein in das Maul geflogen, wie die gebratenen Tauben denjenigen, die kaum einmal danach ausſchaun." Alle lachten über die beiden luſtigen Geſellen und griffen tapfer nach Trank und Speiſe, denn die Gräfin hatte für reichlichen Vorrath geſorgt. War's doch ein Feſttag heute für ſie und für die Bürger, da konnte ſie ſchon dem Zuge ihres Herzens folgen und ein Erkleckliches d'raufgehen laſſen.

Nachdem das Mittagsmahl beendet und das Ruheſtündchen vorüber, war alles wieder am Platze; und Hannes, der ſich prächtig geſtärkt und belebt fühlte, begann ſein ſchweres Werk von neuem. — Und die Sonne, die goldene Agraffe am blauen Himmel, die die ganze Luft zuſammenhielt, ſchaute aufmerkſam auf die grüne Weide und den Krüppel herab und dachte: „Ein fleißig Männlein da unten, faſt wie ich, ſo unermüdlich macht es ſeinen Rundgang, nur mit dem Unterſchiede, daß ich hier hoch oben im Blauen, und er dort tief unten im Grünen ſeinen Kreis zieht."

So verging eine Stunde nach der andern. Hannes kroch vorwärts, und immer vorwärts, und noch viele

Male erſcholl der Ruf: „Wedder hunnert!“ und noch mancher Pfahl wurde aufgepflanzt auf dem grünen Plan, der ſonſt ſo einſam und unberührt dalag. — Um die Nachmittagszeit ſandte der hohe Rath der Stadt einige ſeiner Mitglieder an die Gräfin von Lesmona, um im Namen des Raths, der Bürger und der ganzen Stadt, der hochedlen Frau den tiefgefühlten Dank für ihre große Güte auszuſprechen. „Sagt mir keinen Dank, ehrenwerthe Rathmänner der guten Stadt Bremen,“ antwortete die Gräfin, „denn da ich mir ſelbſt die größte Freude bereite, indem ich euren Bürgern zur Abhülfe ihres Mangels jenen Weideraum überlaſſe, ſo wüßte ich nicht, wie man zur Freude auch noch Dank beanſpruchen könnte. Dankt lieber unſerm Gott im Himmel, daß er euren Bürgern den Einfall gab, mit offner Rede und Bitte ſich an mich zu wenden.“ Die Rathmänner verneigten ſich tief vor der hohen Frau und meinten, eine ſolche Demuth könne man nur bei der Gräfin Emma von Lesmona finden. Nachdem den Rathmännern ein köſtlicher Rheinwein kredenzt worden, tranken ſie auf das Wohl der edlen Frau, daß Gott ein langes, geſegnetes Leben ihr vergönnen wolle, zur Freude und zum Frommen aller. Dann traten ſie vor das Zelt und überſchauten mit innerlichem Wohlbehagen den weiten grünen Raum, der nach Nordoſt in einen mächtigen Bogen auslief, wie das deutlich an den weißen Pfählen zu ſehen war. Auch den lahmen Hannes

ſahen ſie unermüdlich arbeiten mit Händen und Füßen; er hatte bereits den Bogen hinter ſich und kroch nun der Stadt näher. Die Rathmänner ſchüttelten die würdigen Häupter und ſprachen baß verwundert: „Wenn's unſer Auge nicht geſehen, wir hätten's nicht geglaubt, was ſo ein ſchwaches Menſchenkind zuwege bringen kann.“ Höchlichſt zufrieden mit der Gräfin und dem Zuwachs des bremiſchen Gebiets, kehrten die Väter der Stadt heim. —

Der helle Tag neigte ſich ſeinem Ende zu; die Sonne ſtand gluthroth im Weſten, ſie zögerte faſt, von der Erde zu ſcheiden, ſo prächtig hatte ihr gefallen, was ſie heute geſehen und erlebt da unten. — Horch, da hörte man die Stadtglocke acht ſchlagen und: „Holt! De leſten hunnert!“ *) rief der gräfliche Diener, und ſtieß den letzten Pfahl in den Boden. — Lauter Jubel folgte dem Rufe.

Nun war das Werk beendet. Der Diener gab die Zahl der aufgerichteten Pfähle an, und der gräfliche Schreiber verzeichnete dieſelbe. — Der lahme Hannes wurde im Triumph in die Höhe gehoben und vor die Gräfin getragen. Ach, er war todtmüde, der arme Burſch, und wie zerſchlagen an allen Gliedern! Ein ſo ſaures, wunderliches Stück Arbeit hatte er in der Zeit ſeines Lebens noch nie beſchafft! Die Gräfin ſah ihn mitleidig an und wollte ihm einige bedauernde Worte ſagen; als ſie aber, trotz der Ermattung, das Bewußt-

*) „Halt! Die letzten hundert!“

ſein erfüllter Pflicht in den Zügen des Kleinen las, da bedachte ſie ſich und ſagte faſt ſcherzend: „Du haſt ein tüchtig Tagewerk vollendet, guter Hannes, und mich, wer weiß, um wie viel Kuhweiden ärmer gemacht. Wie groß mein Verluſt iſt, das werde ich wohl erſt morgen erfahren, wenn mein Schreiber die genaue Berechnung gemacht hat. Morgen, gute Bürger Bremens," mit dieſen Worten wandte ſie ſich zu der Menge, „morgen werde ich euch in Form Rechtens die Urkunde der Schenkung ausfertigen laſſen, damit ihr geſichert ſeid gegen jedweden Einſpruch, Mißdeutung und Fährde." —

Jetzt brach der Jubel erſt recht los. Die ſonſt ſo ruhigen und bedächtigen Bürger Bremens, deren Ruhe und Bedächtigkeit zum Sprichwort geworden war, konnten ſich heute gar nicht mäßigen in ihrer lauten Freude und ihrem lauten Dank. Die Gräfin winkte abwehrend mit der Hand, aber ſie fand keinen Gehorſam. Alles will ſein Recht und ſeine Zeit; auch der Dank und die Freude. Als die Menge ſich endlich müde und heiſer geſchrien, ſagte die Wittwe Lübigers: „So, jetzt bringt den guten Hannes in ſeine Wohnung; laßt ihn ſich laben mit Speiſe und Trank, die ihr dort vorfinden werdet, und dann ſchafft ihn zu Bett, denn müde wird er ſein, müder als das müdeſte Kind. Gott aber laſſe dir die ſchwere Arbeit wohl bekommen, guter Mann, und ſie dir zum Segen gereichen!" — Hannes war ſo bewegt, daß er weinen mußte; das waren Thränen des freu-

digen Bewußtseins, mit Selbstüberwindung und Mühe etwas Rechtschaffnes gethan zu haben.

In diesem Augenblick warf die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen noch einmal über die Erde; alles schimmerte in einem feurigen Purpur; am schönsten und am längsten aber verweilte der segnende Strahl auf dem Antlitz der Gräfin Emma von Lesmona und auf den glückseligen Zügen des lahmen Hannes. —

Die Gräfin hielt Wort. Am nächsten Tage ließ sie, ganz in Form Rechtens, den Bürgern die Schenkungs-Urkunde über einen Weideraum von 1500 Kuhweiden zustellen, — wir sehen, wie tüchtig der lahme Hannes sich getummelt hatte. Der Nießbrauch dieses Grundes sollte jedem Bürger weltlichen wie geistlichen Standes, nicht minder jedem durchreisenden Fremden zustehen, wenn er dessen bedurfte und die etwa festgesetzten Gebühren erlegen würde. — Nun freuten die Bürger sich erst recht des Besitzes, nun sie ihn verbrieft und versiegelt in Händen hielten. — — —

Nach wenigen Tagen sah die „Bürgerweide", — diesen Namen hatte man der Weiden- und Wischenfläche gegeben, — schon ganz anders aus. Wo sonst die tiefste Einsamkeit herrschte, wo das Gras und die Gänse- und Spiegelblümchen und der wilde Klee unberührt in den Tag hineinwuchsen; wo nur der Kibitz sein Nest gebaut im hohen Grase, und die Bachstelze hurtig hin- und hertrippelte, da spazierte jetzt das ruhige Volk der Kühe

bunt durch einander; und Gras und Blumen mußten sich's schon gefallen lassen, von ihren scharfen Zungen abgeleckt zu werden; und der grüne, bis dahin nie belastete Teppich mußte es ruhig dulden, wenn das gewichtige Volk sich lang und breit darauf ausstreckte und mit den großen Augen so dumm und ehrlich in die Luft hineinschaute. Aber es war doch ein prächtiger Anblick, das nützliche Vieh so behaglich im Freien zu sehen, nach Herzensluft wandernd, oder ruhend; speisend, oder fastend, just wie es ihm anstand. Und das Brummen und Blöken im tiefen Baß, wie klang das so melodisch, einem unverwöhnten Ohre wie eitel Musik. —

Den lahmen Hannes hatte sein wunderlicher Rundgang doch recht müde und schlaftrunken gemacht, und er that auch sein Möglichstes im Ausruhen. Nachdem er drei volle Tage und drei Nächte dazu wie ein Siebenschläfer geschlafen hatte, erwachte er gestärkt und munter und schaute mit klaren Augen fröhlich in die Welt hinein. Und er hatte auch alle Ursache, sich nicht zu grämen, denn er war nun ein gemachter Mann; das heißt, er brauchte die Hand nicht mehr nach einer Gabe auszustrecken. Die guten Bürger waren ihm zu großem Dank verpflichtet, und diesen Dank suchten sie in aller Freundlichkeit und Liebe abzutragen. Wenn sie ihn jetzt hinausbrachten ins Freie, unter den Schatten eines Baumes, oder an den Eingang der Hauptstraße,

ſo ſollte er ſich nur an der friſchen Luft erquicken, oder an dem bunten Leben und Treiben ſich erfreuen; von Sorgen um das tägliche Brot war keine Rede mehr, die waren abgethan für immer. Und ſo hatte der im Böſen erſonnene Einfall des Herzogs Benno dem armen Krüppel ein behagliches Leben, und den guten Bürgern der Stadt ein gar werthvolles, bedeutendes Beſitzthum verſchafft. —

Nur noch zehn Jahre war die Gräfin von Lesmona die Wohlthäterin ihrer Mitmenſchen, da berührte der Todesengel ſanft und leiſe ihre Stirn, und gebot dem lebens- und liebeswarmen Herzen ſtillzuſtehen. Die edle Wittwe des Grafen Lüdiger wurde zu denen verſammelt, die ihr vorangegangen waren. Allgemein war die Trauer, allgemein die Klage. — In der Domkirche zu Bremen, die ihr lieb und werth geweſen, und die ſie mit manchem reichen Kleinod an Gold und Silber ausgeſtattet, fand ihr Staub eine würdige und geweihete Ruheſtätte. Das reiche Erbe an Land und Gut, das ſie hinterließ, kam nach ihrem Willen zum größten Theil den Kirchen und der Armuth zu gute; wenn dem Herzog Benno nicht ſo viel zugefallen, als er erwartet und gewünſcht, ſo können wir ihn deßhalb nicht beklagen, um ſo weniger, da er bei eigenem Reichthum des fremden nicht bedurfte. —

Manches Jahrhundert iſt ſeitdem vergangen; aber Gräfin Emma's Gedächtniß wird bis auf den heutigen

Tag in Ehren gehalten, und wo man ihrer sich erinnert, da vergißt man auch den lahmen Hannes nicht. Wenn die Sage indeß sein Abbild in Stein unserm Roland zu Füßen legt, so wollen wir das nicht bestätigen; doch so, oder so, der Krüppel wird stets im Munde des Volks leben.

3.

Alles auf Erden ist dem Wechsel unterworfen. Eine jegliche Einrichtung bleibt nicht in der Gestalt bestehen, die ihr der erste Begründer gab. Die Zeit, wie die Bedürfnisse und Anforderungen der Gegenwart bedingen manche Veränderungen, die in der Regel nur die äußere Form, nicht aber den Geist, das wirkliche Wesen berühren. Auch unsere „Bürgerweide" hat im Laufe der Jahre eine ganz andere Gestalt angenommen. Zwar ist der größere Raum noch immer von bunten Viehheerden bevölkert, die unserm Gemeinwesen von großem Segen und Nutzen sind; indeß verschiedene, mehr der Stadt nahe liegende Strecken sehen doch aus ganz andern Augen, als zur Zeit der Schenkung. — Die Bedürfnisse sind eben andere geworden, wie die Zeiten, oder vielmehr die Menschen, ihre Bestrebungen, ihre Erfindungen, anders werden. Wo früher der harmlose Graswuchs den Boden bedeckte, da erheben sich jetzt die großartigen Gebäude unsers Bahnhofs; wo sonst die Lerche über der grünen Flur tirilirte und das Blöken der Heerden Chorus machte, da schrillt und pfeift die Locomotive, da dampfen die Kessel, da

brausen die Räder auf den schmalen Eisenbändern dahin, die Stadt und Stadt, Land und Land mit einander verbinden; und wo früher die Luft rein und frisch über den Wiesen stand, da ragen unpoetische Schornsteine in die Höhe, gleich russigen Riesenfingern, und erfüllen die Luft ringsum mit Qualm und Rauch. Niemand wird eine solche Veränderung schön finden, oder in dem Ohren zerreißenden Schrillen und Pfeifen eine Musik hören; niemand in dem Hasten, Jagen und Ueberstürzen der ganzen Einrichtung einen Hauch von Poesie spüren. Aber die Eisenbahn ist ein Kind unserer Zeit, wir müssen es pflegen und hüten, damit es dereinst seine volle Kraft entfalte. Die Eisenbahn ist praktisch, nützlich, nothwendig, und da läßt man sich das Unschöne, Unmusicalische und Unpoetische gefallen. Der Nutzen geht nun einmal über die Schönheit, und das Materielle beherrscht das Ideale. Indem wir uns nun bestreben, mit der Wirklichkeit zurecht zu kommen und uns ihr anzupassen, gewinnen wir sie unvermerkt lieb, und das giebt uns die Ruhe, die Behaglichkeit wieder, die eine Zeit lang bei uns in Frage gestellt war.

Betreten wir nun eine andere Seite der „Bürgerweide", so werden wir weit angenehmer berührt, als von den Steinmassen der Bahnhofsgebäude und der geschwärzten Gasanstalt. In einer kleinen Ebene in der Nähe des „Kuhgrabens" grüßt uns eine Anpflanzung von jungen Laubbäumen; eine stattliche Allee von hoch aufgeschossenen

Eichen durchſchneidet die Weide von Südoſt nach Nordweſt. Freilich der Baumwuchs ſieht noch gar dünn und ſchattenarm aus; aber gut Ding will Weile haben, und Rom wurde bekanntlich auch nicht in einem Tage erbaut. Erquickend iſt der Anblick über die Maßen, auf baumloſer Fläche ein ſchattig Wäldchen ſich entwickeln zu ſehen. Und mitten in der kleinen Anpflanzung, ſiehſt du dort den Hügel, mit Eichen und Buchen und allerlei Gebüſch bepflanzt, deſſen Gipfel einen weiten Blick auf die ſich ausdehnende Stadt und auf die Umgegend gewährt? — Das iſt der Emmahügel, der Gräfin von Lesmona zu Ehren alſo genannt. —

Jetzt wende das Auge ſchräg hinüber; da erhebt ſich auf früherm Weidegrund der Heerdenthorskirchhof mit ſeinen Kreuzen und Steinmalen, mit ſeinen Trauergärtchen und Raſenhügeln, mit ſeinen Thränenweiden und dem ſtarren, ernſten Tannengebüſch. Da iſt geweiheter Boden, wo die „Saat, von Gott geſä't, am Tage der Garben zu reifen!“ —

Faſt rings um den ernſten Gottesacker hat der Boden ebenfalls eine andere Geſtalt gewonnen. Zahlreiche abgetheilte Feldflächen dienen dem Bürger zum Bau ſeines Gemüſes und ſonſtiger Gartenfrüchte. Hat er Abends die Laſt und Arbeit des Tages hinter ſich, ſo wandert er zu ſeinem kleinen Vorwerk hinaus, — ſo nennt er ſein vom Staat gepachtetes Landſtück, — nimmt Hacke und Spaten zur Hand, beſtellt ſein Gärtchen, freut ſich am

Gedeihen der Frucht, und kehrt fröhlich und erquickt heim, um ſich mit dem Bewußtſein ſchlafen zu legen, daß er den Tag zum Nutzen angewandt hat. — So iſt nun freilich die äußere Geſtalt der Schenkung Emma's weſentlich verwandelt, aber der Geiſt, die Abſicht iſt feſtgehalten. Die Gräfin von Lesmona wollte den Bürgern einen dauernden Nutzen, einen Segen zuwenden, und dieſer Zweck wird erreicht, wenn auch in anderer Weiſe als der urſprünglichen. Was dem Einzelnen nützt, nützt auch dem Staate, dem Gemeinweſen; und was dieſem nützt, gereicht wiederum dem Einzelnen zum Nutzen; der Satz läßt ſich nicht umſtoßen, da die Erfahrung ihn gebildet. —

Was alles hat man aus unſerer „Bürgerweide" gemacht, und was alles kann man noch daraus machen! — Hatte man im Jahre des Herrn 1865 nicht eine kleine neue Stadt dort aufgebaut, zu Ehren des zweiten deutſchen Bundesſchießens? — Da erhob ein Bau ſich neben dem andern, alles nur aus leichtem Holz gezimmert, aber ſolide, geſchmackvoll und großartig. Feſt- und Fahnenhalle, Gabentempel und Schießſtände, wie all die übrigen untergeordneten Feſtbauten, — alles wie aus einem Guß! — Das war ein buntes Leben und Treiben durch einander, auf dem ſonſt ſo ſtillen, einſamen Wieſenplan! Statt der ruhigen, ehrbaren Viehheerde, drängte eine Menſchenmenge aus Süd und Nord, aus Oſt und Weſt ſich hier zuſammen; wo ſonſt die Kühe und Rinder ihre

Stimmen erhoben, da knallten und knatterten die Büchsen, da erscholl die Musik, da jubelte und lärmte die Menge, da brauste im mächtigen Chorus der Gesang von Tausenden; und die ernste Germania, als Bannerhüterin, stand hoch aufgerichtet vor der Fahnenhalle und schaute sinnend auf die deutschen Stämme, als wollte sie ihrem Volke zurufen: „Seid einig, einig!“ —

Der Festjubel ist längst verrauscht, der Festbau längst verschwunden; die ehrbaren Kühe traben wieder ruhig auf dem gewohnten Grunde einher, und von dem ganzen Zauber jener Tage ist nur die Erinnerung daran geblieben. Ob aber vielleicht an derselben Stelle nicht bald eine andere Schöpfung sich erhebt, die alle froh begrüßen, welche Waldluft und Waldduft, Walddunkel und Waldeinsamkeit gebührend zu schätzen wissen, — wer weiß! —

4.

Laß einmal ein halbes Jahrhundert vorüber rauschen, mein lieber Leser, — was ist ein Jahr, wenn es hinter uns liegt? — ein Gedanke; und die Jahre, die vor uns liegen, sie werden auch zu Gedanken. Also wir machen uns nach funfzig Jahren auf und betreten im Geist unsere gute, alte „Bürgerweide.“ — Was ist denn das? Wo ist die unabsehbare grüne Fläche, wo unser gutes Vieh weidete? — Eine Fläche ist freilich noch da, aber eine gewaltig begrenzte; auch die Kühe sind noch da, aber nur in weiter Ferne sehen wir sie schimmern, und ihre

Anzahl iſt eine weit geringere als früher. — Wie aber finden wir uns hier zurecht? Wir kennen die Gegend gar nicht mehr, denn vor unſern ſtaunenden Blicken ſteht ja mitten auf dem alten Weidegrund ein wirklicher und wahrhaftiger kleiner Wald, wenn auch von jüngerm Datum als das Waldſtück vom Urwald zu Hasbruch. Iſt denn die grüne Wildniß vom Himmel auf die Erde gefallen? — O nein, mein Lieber, was vermöchten Menſchenhände nicht zu ſchaffen! Und Menſchenhände ſind auch hier thätig geweſen; ſie haben gegraben, geſchaufelt, geordnet, gepflanzt, und alſo Stamm an Stamm und Buſch an Buſch gefügt; und der Regen und der Thau, die Sonne und der Wind, der Tag und die Nacht, und die Hitze und der Froſt, alle haben das Ihre gethan, damit der Wald gedeihe und heranwachſe, und den kommenden Geſchlechtern Ruhe und Schatten, Erquickung und Freude bereite.

Laß uns einmal eintreten in die grüne Blätternacht. Ei, wie prächtig haben die Eichen ſich ausgebreitet und ihre Krone zum kühlen Schattendach gewölbt! Daneben ſtehen die ſäulenartigen Buchenſtämme, die im Mondlicht wie mattes Silber ſchimmern, und die Eſchen, die erſt hoch oben ihre volle Kraft und Schönheit entfalten, wie freundlich grüßen ſie aus ihrer Höhe herab, als wollten ſie ſagen: „Uns iſt ſo wohl in der Nähe des Himmels!“ — Sieh dort die prächtige Gruppe von Pappeln; wie hoch und kerzengerade ſie die ſcharf abgegrenzten Wipfel

in die Luft ſtrecken, als wollten ſie über das ganze Wäldchen hinwegſchauen; wie luſtig ihre Blätter am feinen Stiel ſich ſchaukeln, das giebt ein Flüſtern und Wiſpern, als ſchwatzten ſie allerlei Dinge mit einander, die niemand hören ſoll. — Hier rechts hinab führt ein einſamer, ſchmaler Pfad, zu beiden Seiten die braunen Stämme ſtattlicher Tannen; die untern Aeſte kahl und abgeſtorben, die höhern voll blanker, ſtarrer Nadeln, und die Luft erfüllt vom ſchönen herben, erquickenden Duft des Harzes. — Wir gehen weiter; eine Waldlichtung empfängt uns. Vor uns breitet ſich ein Raſenteppich aus, auf demſelben einzelne Gruppen von hohem, dichtem Gebüſch; der ganze Raum iſt mit einer Art Schonung umgeben. — Horch, was kniſtert in den Büſchen da drüben? Es ſchimmert braunroth durch die Zweige, — das iſt ein Reh, — vorſichtig ſchaut es um ſich, ob auch Gefahr in der Nähe; — wir halten unſern Fuß an und ſtehn wie Bildſäulen, um das ſchüchterne Thier nicht zu erſchrecken; da blickt es zurück in die Büſche, zwei Rehkälbchen werden ſichtbar. In zierlichen, lautloſen Sprüngen ſetzen ſie über die Schonung, ſchreiten leichtfüßig über den Raſen und verſchwinden in den Buſchpartien. Am andern Ende des freien Wieſenplatzes erſcheint ein Hirſch mit ſtolz zurückgelegtem Geweih; zwar iſt's kein Sechzehnender, aber gleichviel, es iſt ein ſtattlicher Hirſch mit broncefarbener Krone; neben ihm ſchreitet verſtändig die Hirſchkuh, und kindiſch täppiſch drängt das Hirſchkalb ſich zwiſchen

heide; — auch dieſe Familie des Waldes ſchlüpft in ihr heimlich Buſchlager, um dort vielleicht eine kurze Sieſta zu halten, denn zur Nachtruhe wär's noch zu früh, iſt's doch erſt Spätnachmittag, und die Sonne ſteht gar prächtig am Himmel und ſchickt ihre goldnen Strahlen durch die flüſternden Zweige und zeichnet allerlei Figuren auf die moosbewachſenen Wege zu deinen Füßen.

Horch, es rauſcht und plätſchert wie vom bewegten Waſſer; laß uns weiter gehen in dem waldluftigen und walddufttigen Tempel. Wir ſchlagen uns durch wildverſchlungenes Geſtrüpp, durch wunderlich geſtaltete Krüppeleichen, die faſt am Boden hinwachſen, und hin und wieder halten uns die langen, ſtachligen Arme der Brombeerbüſche feſt und machen gute Bekanntſchaft mit unſern Kleidern. Ein dichtes, den Weg in eine ſcharfe Krümme drängendes Gebüſch verſperrt uns die Ausſicht; wir ſind gezwungen, krumme Wege zu gehen, — aber auch dieſe führen zum Ziel. Bei einer ſcharfen Biegung treten wir auf eine prächtige Lichtung hinaus, und vor unſern überraſchten Blicken liegt ein See, von nicht geringem Umfange. Auf der klaren Fläche tummeln ſich Waſſervögel aller Art. Das ſchwimmt und taucht, das ſchlägt mit den Flügeln; das ſchreit und ſchnattert, das lockt und pfeift nach Herzensluſt und freut ſich ſeines Lebens in dem weichen, flüſſigen Elemente. Stolz und ruhig ziehen die Schwäne dahin mit den aufwärts gebogenen und auf dem Rücken zuſammengelegten Flügeln; das

sieht fast aus, wie eine luftige Federkrone. Gleich blitzenden Perlen gleiten die Wassertropfen an dem schneeweißen Gefieder hinab, — das ist ein prächtiger Anblick! Der Schwan weiß es wohl, daß er der König der Wasservögel ist, d'rum setzt er sich selbst die Krone auf, die die Natur bei ihm vergessen hat; wenn er sie nicht auf dem Haupte trägt, sondern beliebig auf dem Rücken, so kann das den Beschauer nicht stören. — Rings um den See oder Teich oder Wasserbecken — gleichviel, wie du es nennen willst — erheben sich gar stattliche Weidenbäume und Hängeeschen, und weiter zurück die langstieligen Birken mit den weißen Stämmen, die im Mondlicht so geisterhaft aussehen, mit den blanken feingezackten Blättern, die unaufhörlich zittern und säuseln, selbst bei Windstille, als hätten sie sich stets etwas mitzutheilen. Das schwankende, dünne Gezweige der Weiden reicht mit den untern Spitzen tief ins Wasser hinein, als wollte es sich reinwaschen von dem Staube des Tages, oder als hätte es da unten im See, wer weiß, was alles zu sehen. Kein Baum liebt das Wasser so brünstig wie die Weide; darum entfaltet sie ihre größte Schönheit und Kraft auch nur in unmittelbarer Nähe des belebenden Elements.

Noch einen langen Blick auf den klaren Wasserspiegel und auf das lustige gefiederte Völklein, und wir wenden uns wieder dem Dickicht zu. — Es ist doch ein wunderbarer Tempel, dieser grüne Wald mit seinen himmelanstrebenden lebendigen Säulen, die das blätter-

reiche, herrlich durchbrochene Tempeldach tragen, durch welches Sonne und Mond und Sterne, die blaue Luft und die Wolken hernieder grüßen wie mit Freundesaugen! Und der Wind iſt der Meiſter, der die Orgel ſpielt, — das brauſt und rauſcht, das klingt und flüſtert und ſäuſelt in ſo gewaltigen und ſüßen Melodien, daß dem aufhorchenden Menſchenkinde gar fromm und ſelig zu Muthe wird.

Dort ſteht eine prächtige Buche; faſt in die Wolken erhebt ſie ihre Wipfel, und ihre Aeſte greifen wie grüne Arme in das Gelaube der Nachbarbäume. Um ihren Stamm ſchlingt ſich der Epheu, das ſchwankende Rankengeflecht, das nicht auf eigenen Füßen ſtehen kann, ſondern überall nach Stützen ſucht, um ſeine Wurzelchen daran feſtzuheften. Es ſehnt ſich nach der Höhe, aber es kann ohne Hülfe nicht hinauf; da bietet der Stamm ſich ihm dar, es ſtreckt ſeine Zweiglein aus, um ihn zu erreichen, und hat es ihn gefaßt, da läßt es nicht wieder los; wie ein unmündig Kind ſchmiegt es ſich an, und klettert luſtig aber ganz leiſe in die Höhe, dem Ziel ſeiner Sehnſucht. Und der Stamm? — Nun, der duldet den unermüdlichen Kletterer ſchon; warum ſollte er's auch nicht? Seine markige Kraft trägt den Schwachen leicht, er ſelbſt ſtrebt nach oben, dem Himmel zu; was könnt's ihm ſchaden, wenn er dem Unmündigen als Stütze dient? Auch geht er nicht ganz ohne Dank aus; ſieh ihn nur an, den ſonſt ſo kahlen, glatten Stamm,

— wie prächtig hat der Epheu ihn drapirt mit dem grünen Gewande seines Blätternetzes; eines solchen Schmuckes wegen läßt sich schon etwas Last tragen. — Wie frisch ist das Laub der prächtigen Buche, wie gern ruht das Auge auf dem erquickenden Grün! — Aber was raschelt dort oben in den schwankenden Zweigen? Ein winzig Körperchen von gelbröthlicher Farbe wird sichtbar; zwei schwarze Aeuglein blicken unbeweglich auf dich herab; — ei, das ist ja ein Eichhörnchen mit dem stattlichsten buschigen Schweife, den ich je gesehen, — das possirlichste und niedlichste aller Thiere! Husch, springt's von einem Ast zum andern, immer der Höhe zu; ein zweites folgt ihm, und in mächtigen Sätzen geht's bis in die äußersten Wipfel des Baumes. Von dort lugen sie, ein Männchen machend, auf uns herab, sicher im Bewußtsein ihrer Unnahbarkeit; wir grüßen lachend hinauf und setzen unsern Stab weiter.

Hörst du das tactmäßige Klopfen aus der Ferne? Das ist der Specht, der fleißige Zimmermann des Waldes, der in jenem Dickicht dort sein Handwerk treibt. Man hat den guten Burschen oft genug als einen schädlichen Gesellen verschrien, der die prächtigen Bäume nach Herzensluſt ruinire; jetzt freilich weiß man's längst, daß er keinen gesunden Baum anschlägt, um seiner Nahrung nachzugehen; sondern nur die kranken, die ohnehin wenig Lebenskraft mehr haben. Es klingt gar heimisch, dies einförmige Hämmern und Pochen mitten in der Wald-

ſtille; es gemahnt uns faſt wie das Ticken einer Uhr daheim im einſamen Stübchen; es ſtört die Stille nicht, es belebt ſie nur.

Nach vielen Kreuz- und Quergängen treten wir jetzt in eine prächtige Kaſtanienallee. Die breitäſtigen Bäume werfen einen köſtlichen Schatten und nehmen ſich gar feſtlich aus mit ihren aufrechtſtehenden Blüthenſträußern. Ja, dieſe Blüthen, das ſind die echten Frühlingskerzen, die ſie auf all ihren Aeſten angezündet haben, um dem Menſchenkinde, das unter ihnen dahinwandert, das Herz froh zu machen mit ihrem Blüthenſchimmer! — Wenn's das Menſchenherz nur ſtets empfände und genöſſe, was ihm ſo ſtill und freundlich dargeboten wird! — — Die Allee iſt durchſchritten; am obern Ende, wo wir hinaustreten, liegt mitten im Wald- und Wieſengrün ein ſtattlich Haus. Das Geweih eines Zwölfenders, das über dem Eingange prangt, belehrt uns, daß wir hier ein Forſthaus vor uns haben, obwohl wir ſicher ſind, daß jener Zwölfender in dieſem Wäldchen nicht geſchoſſen wurde. Die zahlreichen Bänke und Tiſche dort auf dem freien Platze, der hin und wieder mit ſchattigen Bäumen bepflanzt iſt, beweiſen uns, daß der Wald nicht immer ſo einſam iſt, wie heute; ſondern oftmals von den guten Städtern heimgeſucht wird, um an Schatten und friſcher Luft, und an einem kühlen, oder heißen Trunk, wie's eben das Bedürfniß verlangt, ſich zu erfreuen. — Richtig, ort kommt ſchon eine Gruppe behäbiger Bürger heran-

geschritten; nimmt Platz auf den Sitzen und trocknet sich den Schweiß von der nur wenig gefurchten Stirn. Ein flinker Kellner in grüner Jägerlivree fliegt herbei und fragt nach dem Begehr der Gäste, um sofort das Verlangte herbeizuschaffen. Nun wird's lebendig in dem kleinen Kreise; man schwatzt und lacht, fragt und erzählt, scherzt und trinkt; es ist ein Bild der Ruhe und Heiterkeit. — Unsere Zeit aber ist abgelaufen, wir treten durch den Haupteingang hinaus ins Freie, auf ein Stück unserer alten wohlbekannten „Bürgerweide", und schauen mit Befriedigung noch einmal zurück auf die grüne Waldeinsamkeit. Die Sonne vergoldet die dunklen Laubkronen, der Emmahügel grüßt uns bekannt aus der Ferne; ein frischer Windhauch kommt von Osten her, und niedrigen Fluges streicht eine einsame Wachtel durch die Luft, leise vor sich hin zwitschernd. — Es ist doch schön auf unserer guten Muttererde! Es kommt nur darauf an, die Schönheit zu finden, und den Sinn dafür uns zu bewahren. —

„Wie heißt das Wäldchen dort?" fragen wir einen freundlich aussehenden Jungen, der eben im Sturmschritt an uns vorüber will. „Das ist der Emmawald!" ruft der Bursche mit heller Stimme und fliegt weiter. — Sei uns gegrüßt, du prächtiger Emmawald! — —

3.

Tyll Eulenſpiegel in Bremen.

3.

Tyll Eulenſpiegel in Bremen.

Wem wäre der Tyll Eulenſpiegel nicht bekannt, dieſer witzige Schalksnarr, der etwa vor vierhundert Jahren in Kneitlingen unweit Schöppenſtädt geboren wurde? Wer wüßte es nicht, wie der tolle Gauch an vielen Orten ſein Weſen getrieben; wie er in allen Gegenden des deutſchen Landes, nicht minder in Prag, Rom und Paris manchem Dummen und manchem Klugen einen argen Streich geſpielt hat? — Dieſer Erzſchelm und Pfifficus, der im kleinen Finger mehr Schalkspoſſen ausheckte als ein Dutzend fürſtlicher Narren in ihrem breiten Hirnkaſten, hörte einmal von Bremen erzählen, von der alten Hanſeſtadt an der Weſer, mit dem ſtattlichen Rathhaus, und dem gewaltigen Roland daneben. Da überkam den Tyll ein mächtig Verlangen nach der reichen Handelsſtadt, und er beſchloß, wenn der Frühling ins Land rückte — denn es war eben Winter, wo es mit dem Reiſen ſchlecht von Statten ging — mit den Lerchen ſich aufzumachen und der guten Stadt die Ehre ſeines Beſuchs zu gönnen, Land und Leute dort kennen zu

lernen, und wenn möglich, den letztern irgend einen luſtigen Streich zu ſpielen.

Gedacht, gethan! Als der Mai ſeine duftigen Glöcklein blühen ließ, und die Vöglein zwitſcherten und ihre Singübungen machten, als die Bäume ihr ſchönes grünes Gewand anthaten, und der Raſen wie ein ſammtner Teppich prangte mit bunten Blümlein beſtickt, da machte Meiſter Tyll ſich auf und wanderte mit leichtem Gepäck und einem noch leichtern Schelmenſinn in das freie Land hinaus. Wer nun aber glaubt, er ſei von Nürnberg, wo er dazumal ſich aufhielt, nach wenigen Tagen in Bremen angelangt, der möchte doch im argen Irrthum ſein; denn das Reiſen in jener Zeit ging fein langſam. Poſten und nun gar die Eiſenbahnen ruhten noch im ungeſtörten Frieden im Rieſenſchoße der Zukunft, und wen kein Rößlein von einem Orte zum andern trug, der mußte hübſch zu Fuße ſeine Straße ziehen und als fahrender, das heißt, als gehender Mann, durch die Welt reiſen. Daher kam es denn auch, daß unſer Tyll erſt nach Verlauf vieler Wochen, ſein Ziel, das alte ehrenwerthe Bremen, erreichte. Wie viel Schalkspoſſen, wie manchen Schabernack er während dieſer Zeit auf ſeinen Wanderungen und Kreuz- und Querzügen ausgeheckt und ausgeführt hatte, davon iſt keine ſichere Nachricht auf uns gekommen; jedenfalls mag die Zahl derſelben nicht gering ſein, denn Meiſter Tyll war mit ſeinen Poſſen und Einfällen, mit ſeinem Spott und Witz, wie

er ſagte, fix und fertig auf die Welt gekommen, und da war's wohl natürlich, daß er nichts anbrennen ließ, und überall, wo es anging, einen Haken ſeines Witzes anſchlug.

Da war er denn nun in der alten Hanſeſtadt, und es gefiel ihm ganz gut dort; das Bremer Bier mundete ihm trefflich, und der Weſerlachs war auch nicht zu verachten. Zwar das Zuſammenthun und das luſtige Miteinanderleben der Menſchen fand unſer Schalk hier nicht ſo in die Augen fallend wie in Nürnberg und in den übrigen Städten Süddeutſchlands, wo die Leute überall geſelliger und zutraulicher ſind; und das war ihm lange nicht recht, denn dadurch ward es ihm nicht ſo leicht, ſich unter die Menſchen zu miſchen und irgend einen Schelmenſtreich an den Mann zu bringen. „Das iſt ein bedächtiges Volk, dieſe Bremer", ſagte Tyll zu ſich ſelbſt, „denen iſt ſchwer beizukommen; es ſcheint faſt, als hätt' jeder das Verslein ſich hinters Ohr geſchrieben: „Bremen, wes bedächtig, lat' nich mehr in, as du biſt mächtig." — — Und ſo war es auch; die ehrenwerthen Bürger fühlten in ihrer Ruhe und Behäbigkeit gar kein groß Verlangen ſich mit Fremden abzugeben, die ohne eine gewichtige Empfehlung ihre Stadt beſuchten; d'rum ſahen ſie auch unſern Tyll ziemlich mißtrauiſch an und ließen ihn nicht nahe herankommen. „Mit den Männern iſt nichts zu machen", dachte dieſer, „die gerathen gar nicht aus der Façon; ich glaube, nicht einmal, wenn der

Himmel eines ſchönen Tages auf ihr prächtiges Rathhaus herunterfiele, und dem Roland den Kopf vor die Füße legte. Ich muß es bei dem Weibsvolk verſuchen, ob ich dem einen Schabernack anthun kann; denn in Bremen geweſen zu ſein, ohne eine meiner Schalksposſen loszulaſſen, das wäre eine Sünde in meinen Augen und würde meinem Wappen große Schande machen." —

Der Erzſchelm hatte ſeinen Plan bald gefaßt. Es war an einem Markttage, da ließ Tyll ein großes, mit eiſernen Reifen beſchlagenes Faß nach dem Markte bringen und zwar dicht vor den Roland, ſo daß der ehrenwerthe ſteinerne Geſell, der damals noch in bunten Farben prangte, gerade hineinſchauen konnte. Tyll ging ſchweigend vor ſeinem Faſſe auf und ab; zuweilen ſtand er ſtill und ſchaute ernſthaft hinein, als wenn er wunder was in dem leeren Dinge zu ſuchen, oder gar zu obſerviren hätte. — Nach und nach füllte ſich der Markt von Käufern und Verkäufern. Die prächtigen Weſerfiſche: Lachſe, Butte, Hechte und andere mehr, ſchauten aus ihren Trögen recht verlockend und Appetit erregend hervor; und das junge grüne Gemüſe, als: Wurzeln und Rüben, Salat und Kreſſe, ſtand hübſch aufgeſchichtet in den Körben der Verkäuferinnen, die mit heller Stimme ihre „junge Waare" den Vorübergehenden anprieſen. Butter und Eier, lebendiges und todtes Federvieh, geräucherter Schinken und friſches Fleiſch, und wer weiß, was ſonſt noch alles, wurde auf dem Markte feilgeboten;

und es war eine Luſt, das Wogen und Treiben anzuſehen, und den bunten Menſchenknäuel zu verfolgen, der ſich auf und nieder ſchob. Dies Kommen und Gehen, dies Anpreiſen und Kaufen, dies Bieten und Verſagen, oder Zuſchlagen, dies Prüfen und Wägen, dies Abdingen und Zulegen, dies Beſinnen und Entſchließen, dies Kopfſchütteln und Kopfnicken beluſtigten unſern Mann dermaßen, daß er's faſt vergeſſen hätte, weßhalb er eigentlich zu Markte gekommen ſei mit ſeinem großen leeren Faſſe.

Er ging, nachdem er ſich den Trödel, wie er's nannte, eine Zeit lang angeſehen, nun wieder ruhig vor ſeinem Faſſe auf und ab, ſchaute mit weiſer Miene hinein, oder unterſuchte die Eiſenbänder, ob ſie auch haltbar und dicht genagelt ſeien. Die Leute, Männer und Weiber, Mädchen und Buben, hatten bald ein aufmerkſam Auge auf unſern Mann, und fragten ſich einander, was es mit dem Faſſe wohl heißen möge, denn tauber Nüſſe wegen, ſei es doch ſicher nicht dorthin gebracht. Die Männer ſchüttelten die Köpfe, und gingen, ohne den ſchweigſamen Fremden zu fragen, von dannen; anders aber war's mit den Weibern, die traten nach und nach dicht an das Faß heran, bückten ſich vorſichtig und guckten hinein. Jedoch wenn ſie bis auf den leeren Boden geſchaut, ſo erhoben ſie den Kopf eben ſo klug als vorhin, und ſahen unſern Tyll ganz fragend an; der aber blieb ernſthaft und ſchweigſam, und ſo ward niemand klug

aus der wunderlichen Erſcheinung. Wiſſen mußte man's indeſſen, d'rum rückte man dem fremden Meiſter etwas näher auf den Leib.

„Wenn Ihr Gemüſe einkaufen und verſenden wollt, wie es den Anſchein hat", ſagte eine junge wißbegierige Bürgersfrau, „ſo müßt Ihr hier nicht auf dem Platze ſtehen bleiben, angeboten wird Euch hier nichts; denn der Bach kommt nicht zum Menſchen, ſondern dieſer muß zum Bache gehen, wenn er trinken will. — Seht, lieber Herre, dort ſitzen die Kohlhökerinnen, bei denen fragt nur an; was Ihr kaufen wollt, etwa Salat und Spinat, Rüben und Wurzeln, Erbſen und Blumenkohl, oder was Ihr ſonſt wünſcht, Ihr könnt alles bekommen und billig dazu; nur müßt Ihr nicht gleich geben, was gefordert wird, ſondern hübſch abdingen, denn vorſchlagen thut ein jedes auf dem Markt wie im Handel." — Nun auf dieſe freundliche Anrede und lange Erklärung mußte der Mann doch antworten; nun mußte es doch heraus, wozu das Faß dienen ſollte. „Darauf ſoll er mir ſchon Rede ſtehen!" flüſterte die junge Bürgersfrau einer andern triumphirend ins Ohr, „es kommt nur immer darauf an, wie man eine Sache anfaßt." Aber nein, es verſchlug nicht; diesmal hatte die kluge Frau, die alles beim rechten Ende anfaßte, ſich doch verrechnet. Herr Tyll rückte nur ein klein wenig an ſeiner Lederkappe und dankte für gütige Nachfrage; weiter ſagte er nichts. — Die Leute lachten, und die kluge junge Frau,

die auf ſo pfiffige Weiſe das Geheimniß herauslöcken wollte, ſchlich ſich beſchämt und ärgerlich davon; das war ihr noch nie im Leben paſſirt, daß ſie nicht hinter ein Geheimniß gekommen war, und das war himmelſchreiend! —

„Hm!“ dachte eine dicke, breite Bäckersfrau, die eben ein Schock Eier gekauft hatte, die ſie vorſichtig in ihrem grün angemalten Markteimer trug; „Hm, die Ballehrſche thut immer ſo fein und weiſe, als könne ſie das Gras wachſen hören, und als wiſſe ſie bei allem, was die Glocke geſchlagen; — diesmal hat ihre Feinheit ihr nichts geholfen; ſie iſt juſt ſo dumm geblieben als vorher. Als ob der Mann ein Faß brauchte zu Gemüſe! Da würd' er ja Körbe genommen haben. — Fleiſch wird's ſein, ich wette darauf!“ — So vorbereitet drängte die wohlbeleibte Frau ſich durch die Menge der ſchwatzenden, gaffenden und kaufenden Leute; trat zu unſerm Tyll heran, ſah in ſein Faß und dann in ſein ernſthaft Geſicht. „Noch nichts eingekauft, Meiſter, wie ich ſehe?“ ſagte ſie ganz zutraulich; „ja, Ihr ſeid ein Pfifficus, merk' ich,“ fuhr ſie fort, als Tyll mit dem Kopfe ſchüttelte, ohne zu antworten; „Ihr wollt noch keine Nachfrage thun, da es noch früh, und man Euch theuren Preis abfordern würde.“ Meiſter Tyll ſagte auch jetzt noch nichts, ſondern ſah der dicken Bäckersfrau ſo dumm und ehrlich in die kleinen zwinkernden Augen, als könne er nicht bis zu fünf zählen. „Ich muß ihm

noch näher kommen," dachte die Frau, „er ſcheint von der einfältigen Sorte." Dann ſchaute ſie wieder in das Faß und ſprach weiter: „Ein prächtig Faß, das Ihr da habt, Meiſter; ich ſag' Euch, ſo recht dazu geſchaffen um Fleiſch darin einzuſalzen. Ja, geht nur zu den Fleiſchbänken dort, die vierte Bank von hier aus, hat mein Schwager; es ſoll mir lieb ſein, wenn Ihr dem was gönnen wollt. Unſere Schlächter haben ſchönes, geſundes Fleiſch: Ochſen- und Kalbfleiſch, Hammel- und Schweinefleiſch; was Euch beliebt, Ihr könnt's haben. Und das Einſalzen und Einpacken thun ſie überher; nur das Salz koſtet eine Kleinigkeit, die Mühe iſt umſonſt." — Nun, wenn das dem Manne den Mund nicht öffnet, dann iſt er gar kein Menſch, wenigſtens kein Chriſt; dachte die dicke Bäckersfrau und ſchaute unſern Tyll ſo durchdringend an, als wollte ſie ihm das alte Schelmenherz aus dem Leibe herausziehen. Aber der Meiſter war nun einmal ein Schalk, und konnte von der Schalkerei nicht laſſen. Er griff wieder an ſeine Lederkappe, rückte ſie ein wenig und wünſchte der redſeligen Frau eine gute Morgenandacht. Das aber mußte ſie mit Fug und Recht erboßen; was konnte der Mann mit dem dummen Faſſe von ihrer Morgenandacht wiſſen! Was kümmerte es ihn, ob ſie ihre Morgenandacht verrichtet hatte, oder ob ſie noch damit im Rückſtande geblieben! — Das verdiente eine gebührende Zurechtſetzung, und die ſollte ihm werden, dem unbehobelten Menſchen, der

ſich in ihre Privatverhältniſſe miſchte, — denn dazu gehörte doch ohne Zweifel ihre Morgenandacht. — Und daß die Leute rings umher ſie auslachten, weil ſo ein Grobian ſie kurz ablaufen ließ, das wollte ſie auswetzen bei ihm.

Wie nun bei vielen Leuten, namentlich bei den Weibern, es eine hergebrachte Art und Weiſe iſt, beide Arme in die Seiten zu ſtemmen, wenn ſie jemanden tüchtig zur Rede ſtellen wollen, um dieſer durch die drohenden Geſten mehr Nachdruck zu geben, ſo war das auch bei der erzürnten Bäckersfrau der Fall. Allein während ſie im gerechten, oder ungerechten Eifer beide Hände in die Seiten ſetzte, vergaß ſie ihren grün angemalten Markteimer mit den weißen Eiern darin, und, krach — fiel die ganze Beſcheerung auf Gottes nackte, harte Erde, und das Schock Eier lief in weiß und gelben Streifen über das Straßenpflaſter dahin. Der Bäckerin erſtarb das Wort auf der Zunge, ſtarr blickte ſie auf den Gräuel der Verwüſtung, und im erſten Augenblick des Entſetzens vergaß ſie es, die henkelgefügten Arme wieder in die gewöhnliche Lage zu bringen. Die Umſtehenden brachen in ein lautes Gelächter aus, denn wer den Schaden hat, muß in der Regel auch noch den Spott dazu einſacken; Meiſter Tyll aber verzog keine Miene, ſondern ſagte ganz ernſthaft zu der Bäckersfrau: „Fraue, Fraue, was macht Ihr da? Hättet Ihr ein ſtattlich Rührei von den ſechzig Eiern für mich gemacht, das wär' ſehr klug ge-

weſen von Euch; mir hätt's geſchmeckt und Ihr hättet einen freundlichen Dank ſtatt ſo vieler lauten Lacher gehabt. So aber habt Ihr nur dem Straßenkehrer Arbeit gegeben, der's Euch ſicherlich nicht danken wird, und was Euer Mann dazu ſagt, wenn Ihr zu Hauſe kommt, das mag auch kein Honig aufs Brot ſein." — „Der Meiſter hat Recht!" riefen die Leute; der Bäckerin aber war alle Luſt zum Zurechtſetzen vergangen, ſchweigend ſchlich ſie davon. Ob ſie zu Haus ihre Morgenandacht verrichtete, und was der Bäcker Liebes, oder Böſes geſagt über die verunglückten Eier, darüber ſchweigt die Erzählung.

Nach dieſen beiden übel abgelaufenen Verſuchen, hinter das Geheimniß des Faſſes zu kommen, wagte ſich keine dritte mehr heran, und man faßte ſich in Geduld und ſtellte es der Zeit anheim, das Dunkel aufzuklären. — Jetzt ward ein neues Getümmel auf dem Markte. Die Milchverkäuferinnen drängten ſich in langer Reihe durch die Menge und nahmen ihre gewohnten Plätze ein. Sie waren heute ſpäter als gewöhnlich gekommen; das Vieh auf den Weiden hatte ſich verlaufen, und die Melkerinnen waren dadurch aufgehalten worden. Die weiß geſcheuerten Eimer und Kübel mit der ſchönen ſaubern Milch, die man damals noch nicht zu taufen pflegte, ſahen recht appetitlich aus; und die vom raſchen Gang und von der Hitze des Tages gerötheten Geſichter der Weiber und Mägde gaben ein rechtes Bild der Ge-

ſundheit und des Fleißes. — Aber neugierig waren ſie alle, — nun als Eva's Urenkeltöchtern muß man ihnen das hingehen laſſen, ſo etwas gehört zur Erbſünde. Sie hatten nicht ſobald das neue leere Faß erlugt, als ſie fragten, forſchten und judicirten, wozu und warum, wohin und woher, — als ſie, wie die andern Leute, nach und nach ſich heranwagten, hineinguckten und den Meiſter Tyll herzlich gern ausgekundſchaftet hätten; der aber ſchaute ſo ernſthaft und ehrenfeſt darein, daß ihnen der Muth dazu ausging.

Als die Weiber und Mägde nun lange genug den Kopf ſich zerbrochen hatten, ohne das Ding heraus zu klügeln, fühlte Tyll Eulenſpiegel, der Schalk, nachgerade ein menſchliches Rühren in ſeiner Schelmenſeele, und er beſchloß die Qual der Neugier zu lindern. D'rum ſprach er nach einer Weile zu den Milchverkäuferinnen: „Ihr lieben Weiber und Mägdelein, ihr habt nun mein Faß geſehen von innen und außen; ihr ſeht, daß es ſauber und dicht iſt, und groß genug, um manchen Eimer Milch zu faſſen. Jetzt frag' ich euch: iſt eure Milch gut und wohlſchmeckend, friſch und ſauber, wie es ſich bei ſothanen Dingen geziemt?" — „Ja, ja, Herre!" riefen die Gefragten, alle wie aus einem Munde. „Gut denn", fuhr der Schalk fort, „ſo ſagt mir, wie viel wollt ihr für eure Milch, kannen-, maß-, oder eimerweiſe; dingen mag ich nicht, hab's auch nicht nöthig, da ich Auftrag habe, um jeden Preis gute Milch aufzukaufen; überfor-

dern, das heißt, zu arg, werdet ihr ja nicht als gute Christenmenschen; d'rum sagt mir's ohne viel Besinnen und sonder Umschweife." — Also das große leere Faß war für Milch bestimmt! — „O, das hätten wir ja auch denken können!" sagten die Weiber, „wie man nur so dumm sein kann!" Andere waren nicht so offenherzig; die hatten's längst gewußt, wozu das Faß bestimmt; sie hatten's nur nicht sagen wollen.

Meister Tyll ward bald einig mit den Verkäuferinnen, die eine verlangte so viel für das Maß, die andere so viel für den Eimer, die dritte so viel für die Kanne, und so weiter; und Tyll war zufrieden mit jeder Forderung, obwohl er's wußte, daß die meisten Forderungen über das Christenthum hinausgingen. Die Bürger und Bürgerinnen, die nach dem Markt gekommen waren, um ihren Milchbedarf für den Tag einzukaufen, denn damals hatte man's noch nicht so bequem wie heut' zu Tage, wo einem die Milch ins Haus gebracht wird, — konnten gar keine Milch für ihr gutes Geld erhalten; denn einer jeden Verkäuferin steckte der hohe Preis im Kopfe, den Meister Tyll gab; und so hieß es von allen: „Heute haben wir keine Milch für euch, ist schon sammt und sonders versagt; geduldet euch bis morgen; morgen kommt auch noch ein Tag!" — Das verdroß die Käufer und Käuferinnen, und es fiel manches ärgerliche Wort; aber dem Handel entgegentreten, das konnte niemand, und so mußte man sich heut' einmal ohne Milch behelfen.

„Behalte nun eine jede, wie viel Milch ſie ins Faß liefert, und wie viel Geld ſie bekommt," ſagte Tyll zu den Milchverkäuferinnen, „erſt das Faß gefüllt, und dann die Bezahlung!" — Das war ein Meſſen und Zählen, ein Hineingießen und Zuſammenrechnen, ein Drängen und Stoßen, denn eine jede wollte die Erſte ſein, und die zurückſtand, fürchtete, ihre Milch nicht ſo guten Kaufs anzubringen. „Nur fein gemach!" ermahnte und tröſtete Tyll, „ihr ſollt eure Milch ſammt und ſonders abſetzen, keine ſoll übergangen werden; denn mein Faß hat noch Raum übergenug."

Auf dieſe Weiſe hatten die Verkäuferinnen ihre Milch nachgerade an den Mann, oder vielmehr ins Faß gebracht; nur zwei junge Weiber mit roſigen Wangen und klaren Augen, und gar ſauber und nett angethan, ſtanden abſeits mit ihren vollen Milcheimern, ſchauten dem bunten, lärmenden Treiben zu und mochten keinen Theil daran nehmen. „Nun, ihr beiden Weiblein dort," rief Tyll ihnen zu, als er ſie bemerkte, „wie ſteht's mit euch, wollt ihr eure Milch wieder mit heimnehmen? Kommt doch heran! Mein Faß iſt noch nicht voll, und voll muß es ſein, und gute Preiſe zahl' ich auch, wie ihr gehört habt." — Aber die beiden ſchüttelten ungläubig lächelnd den Kopf, und kamen nicht.

Jetzt war alle Milch bis auf jene ins Faß gemeſſen, und die Verkäuferinnen ſtanden ringsum im Kreiſe und berechneten an den Fingern zählend, wie hoch die Summe

ſich belaufe, die ſie nun einſtreichen ſollten. „So weit wären wir," ſagte Tyll laut und feierlich; „jetzt aber hört, was ich euch ſage: behaltet den Preis, den ich euch ſchulde, in gutem Gedächtniß! Heut' über vierzehn Tage ſoll die Zahlung erfolgen, ganz in Form Rechtens, wenn ich wiederkomme; augenblicklich hab' ich kein Geld und kann auch keins beſchaffen. Ja, wollt ihr's etwa nicht glauben, daß meine Taſchen leer ſind, ſo dürft ihr mich nur auf den Kopf ſtellen, und ihr werdet euch davon überzeugen, daß keine Münze, ſei ſie nun von Kupfer, oder Silber, aus meiner Taſche fällt. Seid ihr indeß mit der Zahlungsfriſt etwa nicht zufrieden; wohl, ſo erlaube ich euch, daß ihr eure Milch nach Gutdünken, oder nach Recht, wieder aus dem Faſſe nehmt. Eine jede weiß ja, wie viel ſie hineingethan; und näher, denk' ich, kann man mir nicht kommen; denn ich heiße — Tyll Eulenſpiegel!" —

Das gab nun einen Heidenſpectakel auf dem Markte zu Bremen, Angeſichts des alten Recken, des Roland! Die Milchverkäuferinnen lärmten und tobten, ſchrien und ſchalten, ſtießen und drängten; am liebſten hätten ſie den Erzſchalk Tyll mit ihren eigenen Händen an den Domsthurm gehängt und ihn den Raben und dem Winde überliefert, als warnendes Beiſpiel, wie man niemanden ungeſtraft aufs Glatteis führen ſolle; allein der pfiffige Meiſter hatte ſich mitten im Tumult unbemerkt aus dem Staube gemacht und war bald über die Grenze entwichen.

„Der Schalk, der Schelm, der Schuft!“ ſo ſchrie es auf dem Markte durch einander. „Uns ſo um unſere ſchöne Milch zu prellen! Warte, komm' du uns nur wieder, Tyll Eulenſpiegel! wir werden dir ſchon tüchtig einheizen!“ Nun, das war freilich nur ein frommer Wunſch, — denn Herr Tyll kam nicht wieder; und die Nürnberger henken bekanntlich keinen, oder ſie hätten ihn denn, und die Bremer haben es ihnen nachgemacht

„Ja, was ſchimpfen wir auf den Schalk,“ ſagte eine der Milchfrauen, „laßt uns lieber ausmeſſen, damit ein jeder zu ſeinem Rechte komme.“ — Mit dem zu ſeinem Rechte kommen war's indeß eine ſchwierige Sache; denn die meiſten wollten ſich gern mehr Milch aus dem Faß herausnehmen, als ſie hineingethan, und das wollten die andern natürlich nicht leiden. „Ich verlange meine zwölf Kannen!“ rief die eine. „Und ich meinen Eimer voll!“ die andere. „Ich hab' einunddreißig Maß hineingemeſſen!“ ſchrie die dritte, und ſo ging das fort bis ins Unendliche. War eine der Frauen beim Ausmeſſen, ſo riß eine andere ihr das Maß aus der Hand und rief: „Du haſt ſchon viel zu viel; jetzt laß andre Leute auch an die Reihe!“ Und war dieſe beim Schöpfen, ſo vertrieb ſie die dritte; und ſo ſchob, ſtieß und drängte ſich alles um das Faß; eine jede nahm, wie's ihr behagte, und ſo lange die andre ſie nehmen ließ; und ſo kam niemand zu ſeinem Rechte,— dieſe hatten zu viel, jene zu wenig, und viele gingen ganz leer aus, da man ſie ſtets

zurückgedrängt. Die aber ergrimmten in gerechtem Zorn ſtießen die gefüllten Eimer und Töpfe um, daß die weiße Milch über das ſchmutzige Straßenpflaſter dahinfloß, und riefen: „Ihr ſeid nichts beſſer als wir; gehen wir leer aus, ſollt ihr auch nicht voll zu Haus!“ Und ſo hatte der Erzſchelm Tyll die armen Milchverkäuferinnen auf dem Markt zu Bremen geneckt und betrogen, und argen Zank und Hader angezettelt.

Nur die beiden jungen Weiber, die ihre Milch nicht hatten ins Faß gießen wollen, ſtanden ſich gut bei der allgemeinen Noth. Da faſt alle Milch verſchüttet war, ſo konnte auch nur wenig verkauft werden; die aber wurde über Preis bezahlt. Und ſo kam es denn, daß jene beiden, die ſich keinen blauen Dunſt hatten vormachen laſſen, ihre ſchöne, reine Milch in den ſchneeweiß geſcheuerten Eimern ſechs-, acht-, ja zwölfmal ſo theuer an den Mann bringen konnten als ſonſt.

„Sagt mir doch, ihr lieben Weibsleute,“ ſagte ein alter ehrbarer Bürger, der ihnen den letzten Reſt Milch für gutes Geld abkaufte und noch Dank dazu gab; „ſagt mir doch, wie kam's, daß ihr eure Milch nicht ins Faß thatet, da der Meiſter Tyll doch gute Preiſe verhieß und jede Forderung, wenn ſie nicht gar zu hoch, freundlich und ohne Widerrede annahm?“ „Ja ſeht, lieber Herre,“ verſetzte die eine, indem ſie den friſchen, rothen Mund zum Lachen zog und dabei zwei Reihen ſchöner Zähne zeigte, die ſie von keinem Zahnkünſtler

hatte fertigen laſſen, ſondern welche Mutter Natur ihrem geſunden Kinde geſchenkt; „Ja ſeht, lieber Herre, wir ſind wohl nur dumme Weibsleute, aber wir haben doch auch unſere Nachgedanken. Seht, wir beide haben kleine Kinder zu Hauſe, die nach uns ausſchauen, wenn wir nicht daheim ſind. Da iſt's nun immer unſere Sorge geweſen, ſo flink als möglich unſere Milch abzuſetzen, damit wir bei den Kindern und ſonſt zu Hauſe nichts verſäumen möchten; und unſere Männer ſind daran gewöhnt, daß wir nie über die Zeit fortbleiben. Als wir nun ſahen, daß der fremde Mann die Milch ins Faß thun ließ, ohne die empfangenen Maße, oder Kannen gleich zu bezahlen, da dachten wir ſo bei uns ſelbſt, das Ding könne am Ende einen Haken haben, an dem man hübſch feſt ſitzen möchte. Und wenn's den auch nicht hätte, ſo war's doch ausgemacht, daß wir viel Zeit verlören und alsdann weit ſpäter heim kämen als ſonſt; denn da wir uns nicht vordrängen mochten, hätten wir bis zuletzt warten müſſen, und da wär' uns auch das Geld — wenn's überall Geld gab — zuletzt aufgezählt worden. Das alles, lieber Herre, dachten und beſprachen wir mit einander, und d'rum ließen wir's bleiben und behielten unſere Milch, die uns nun ſo hoch bezahlt iſt, wie noch nie." — „Ihr ſeid kluge Weiber!" lachte der alte Bürger, „hätten die andern nachgedacht wie ihr, ſo wär' der Schalksnarr Tyll mit ſeinem Faß bei uns zu Schanden geworden. Nun aber wird's in Zukunft heißen,

wie Tyll Eulenſpiegel die Milchweiber auf dem Markte zu Bremen gefoppt, und wie nur zwei verſtändige unter dem ganzen Haufen geweſen ſind."

Die beiden Frauen lachten laut auf, und meinten, mit dem Verſtand ſei es nicht weit her bei ihnen; ſie hätten nur ein wenig nachgedacht und da ſei alles andere von ſelbſt gekommen. Der alte Bürger ſah ihnen freundlich in das lachende Geſicht und ſagte: „Nun, nennt's wie ihr wollt; der Name thut gar wenig zur Sache. Wenn ihr nur verſtändig ſeid, daß ihr's wißt, iſt am Ende nicht nöthig. Doch halt," unterbrach er ſich ſelbſt, indem er in die Taſche griff und ein hübſches, blankes Geldſtück herausnahm, „eure Kleinen ſollen ſich heut' auch freuen, daß ſie ſo brave Mütter haben; nehmt das, kauft ihnen Zucker- oder Backwerk dafür, oder was ihr ſonſt wollt. Und nun geht mit Gott! — Bleibt fein häuslich, flink und tüchtig, ſo wird's euch immer gut gehen." — Die Frauen dankten freundlich und gingen überglücklich ihres Weges; der alte Bürger aber ſagte lächelnd: „Es ſteckt doch mancher tüchtige Kern im Volke!" —

4.

„Hal-awer!“

4.

„Hal — awer!“

1.

Es mag wohl schon länger als dreihundert Jahre her sein, da wanderten zwei junge Burschen der Stadt Bremen zu, um dort nach einem Dienst sich umzuschauen. Sie waren den ganzen Tag scharf gegangen, hatten wenig geruht und spürten nun allgemach eine große Müdigkeit in den Gliedern; deßhalb freuten sie sich gewaltig, als sie den Kirchthürmen von Bremen immer näher rückten, und sie nun bald so nahe waren, daß sie ohne weiteres dem Knopf auf dem Domsthurm die Hand hätten reichen können zum guten Abend, — wenn ihre Arme nämlich ein paar hundert Ellen lang gewesen wären. Nicht weit vom Osterthore stand auf einem mäßigen Hügel das St. Paulikloster; an diesem ging der Weg der beiden Wandrer dicht vorüber; und weil man von hier einen weiten Blick auf die Stadt thun konnte, und eine Steinbank zum Ausruhen einlud, so machten die Burschen sich's bequem, legten sich, so lang sie waren, auf den weichen Rasen und benutzten die Bank als Tisch, um ihr frugales Abendbrot darauf aus-

zukramen. Das trockne Brot mit dem geräucherten Speck dazu schmeckte ihnen vortrefflich; denn nach einem tüchtigen Marsch kommt der Hunger, und dieser ist bekanntlich ein besserer Koch, als alle Köche der Welt. Die Sonne war eben im Untergehen und warf noch einige glühende Strahlen über die Gegend und vergoldete alle Thurmspitzen der Stadt, und der Knopf und die Wetterfahne auf dem Domsthurm sahen aus wie lauter Gold; dazu fingen die Abendglocken an zu läuten, und ein sanfter Wind strich durch das Laub der Bäume, — das alles war so schön und feierlich, daß die jungen Leute unwillkürlich mit dem Essen innehielten und unverwandt auf die Stadt schauten, und den Abendglocken lauschten.

„Weißt du, was ich wollte?" sagte der ältere der beiden nach langem Stillschweigen. „Und was denn?" gab der andere zurück; „Geringes ist's sicher nicht, du hast von je hoch hinaus gewollt, wenn es ans Wünschen ging." — „Je nun, das Wünschen hat man umsonst," meinte jener, „und das Glück zuweilen auch; und warum kann das Glück mir und dir nicht so gut in den Schoß fliegen, als jedem andern? Doch, was ich sagen wollte; sieh einmal den Knopf auf dem hohen Thurm dort, — das muß wohl der Dom sein, der soll ja dem Osterthore zunächst stehen, — ich wollt', ich hätt' ein so groß Stück Gold, wie der Knopf, da braucht' ich nicht nach der Stadt zu wandern und einen Dienst zu suchen; da

könnt' ich herrlich und in Freuden leben und zu hohen Ehren kommen, denn für Geld kann man alles haben." „Du biſt ein Narr," entgegnete der jüngere lachend, „ich wüßt' mit ſo vielem Golde nichts anzufangen, da hätt' man ja nur zu hüten; mehr als ſatt eſſen kann niemand, und ins Grab mitnehmen kann auch keiner, und Ehren und Würden machen auch noch nicht ſelig. Nein, ſo hoch geht's bei mir nicht! Wenn ich nur einen Dienſt finde, der mir mein ehrlich Brot einträgt, mehr brauch' ich nicht." — Der andere ſchien wenig von den verſtändigen Worten gehört zu haben; denn er antwortete nichts darauf, ſondern ſprach nach einer Weile weiter: „Klaus, weißt du noch, was der luſtige Müller erzählte, der viel nach Bremen ging, um Korn und Mehl abzuſetzen?" „Ach ich weiß wohl, daß er viel luſtige Schnurren erzählte," verſetzte Klaus, „aber zuſammenbringe ich nichts mehr, ich hab's all' vergeſſen." „Ja ſieh, die Sache war die," begann der andere, „daß das Glück den Menſchen ſucht. Ich weiß nicht, wann's geweſen, aber geweſen iſt's gewiß und wahrhaftig! da haben die vornehmen Herren in der Stadt Bremen einen in den Rath wählen wollen, weil einer mit Tode abgegangen; aber ſie haben ſich platterdings nicht d'rum vertragen können, ſondern ſich hin und her gezankt und ſind zu nichts gekommen. Nun mußte doch ein Rathsherr da ſein, und ſollten ſie ihn auch aus der Erde herausgraben, oder aus dem Stein heraushauen. So waren mehre

Tage mit Gezänk hingegangen, und man war nicht zum Ziel gekommen. Da schlug einer der klugen Herren vor, sie wollten am nächsten Tage allesammt sich nach dem Markte begeben, wenn noch keine Menschenseele dort sei; der erste Mann, der alsdann auf den Markt komme, solle Rathsherr werden. Die andern waren's zufrieden, so kam man doch endlich zum Schluß. Am nächsten Morgen stellte sich der ganze hohe Rath von A bis Z am Markt auf, und schaute nach allen vier Welttheilen aus, von wannen ihnen wohl das Heil kommen möge. Da zog ein Bauer mit einer fetten Sau vom Osterthore her und steuerte geraden Weges auf den Markt zu. Er war weit hergekommen, ich glaub' aus dem Stift Verden; die Sau hatt' ihm viel zu schaffen gemacht, sie wollt' nicht vorwärts, weil's ihr sauer ward ihres Fetts wegen; der Bauer hatt' seine liebe Noth mit dem lieben Vieh gehabt, und war froh, als er das Marktpflaster unter den Füßen fühlte. Jetzt konnt' er sein schweres Thier gut verkaufen, und sich ausruhen von dem sauern Gange. Was ihm aber zu Theil ward, als er den Fuß auf den ersten Marktstein setzte, das war ihm im Traume nicht beigekommen! Als er sich nun den Schweiß abtrocknete, und nach einem Käufer ausschaute, trat ein Abgesandter des hohen Raths an ihn heran und begrüßte ihn als neuen Rathsherrn. Und der Bauer ließ es sich gefallen, und der Mann, der in seiner Unschuld bis dahin unter seines Gleichen, und unter Schweinen und Ochsen ver-

kehrt hatte, ſaß nun im Kreiſe der Rathsmänner von Bremen." — „Und glaubſt du denn, daß an der ganzen dummen Geſchichte ein wahres Wort iſt?" fragte der jüngere, als der Erzähler geendet. „Warum ſollt' es nicht?" meinte dieſer, „es geſchieht viel Wunderliches im Leben, und iſt viel Abſonderliches ſeit Menſchengedenken paſſirt. Wenn der Prophet Jonas drei Tage im Wallfiſchbauche ſitzen konnt', warum ſollt' denn ein Bauer nicht im Rathe ſitzen können? Es kommt alles nur aufs Glück an." „Meinetwegen," verſetzte Klaus; „das Glück iſt übrigens bei uns nie groß zu Haus geweſen. Wenn einem die Aeltern geſtorben ſind, und Haus und Hof für Schulden d'raufgehen; wenn man in die Fremde hineinwandern muß, um ſich durchzuſchlagen da hat man nicht auf Glück zu hoffen." „Es fragt ſich!" warf jener hin, während er mit dem Stock in die Erde bohrte und ſtarr vor ſich hinblickte. Klaus ſprang auf. „Komm, Jacob," rief er, „es wird Zeit, ſonſt ſchlägt man uns das Thor vor der Naſe zu. Laß uns die Herberge aufſuchen." Jacob erhob ſich langſam und ſagte ſeufzend: „Es muß doch ſchön ſein, ſo recht glücklich zu werden!" „Ja," meinte Klaus, während ſie vorwärts gingen, „ja, es kommt nur immer d'rauf an, was einer für Glück hält." — Jener antwortete nicht, ihm gingen vielerlei hochfliegende Gedanken durchs Hirn. Die beiden ſchritten ſchweigend neben einander her, und als ſie ſich in der Herberge zur Ruhe legten, da konnte

Jacob noch lange keine Ruhe finden, während Klaus sofort in einen festen und gesunden Schlaf fiel.

Am nächsten Morgen machten die Brüder sich früh auf nach dem Markte, wo in jener Zeit am ersten ein Dienst zu finden war; denn hier war der Sammelplatz der Dienstsuchenden wie derer, die ihrer bedurften. Die beiden jungen Leute hatten noch nicht lange gestanden, als ein Mann auf Klaus zutrat, und ihn fragte, ob er als Gartenknecht bei ihm dienen wolle. Er sei Gärtner, habe ein gutes Geschäft, und würde auch keinen schlechten Lohn geben, wenn er anstellig und dem Werk gewachsen sei. Klaus bedachte sich nicht lange, ward mit dem Manne Handels einig und sagte seinem Bruder Valet. „Wenn Ihr in der Stadt bleibt," bemerkte der Gärtner beim Fortgehen zu Jacob, „so hab' ich nichts dawider, daß Ihr ab und an zu Eurem Bruder kommt. Ich hab's gern, wenn Brüder zusammenhalten." Damit gingen sie.

„Der dumme Junge hätte wohl noch einen bessern Dienst erhalten können, als bei so einem Gärtner!" sprach Jacob vor sich hin, als er allein war. „Was wird er dort groß verdienen, und wozu kann er's bringen? Nein, da wart' ich lieber noch ein Stück, und wenn's auch Mittag darüber werden sollte. Daß mir's einfiele, das erste Beste anzunehmen!"

Aber Jacob wartete länger, als er gedacht; keiner kam, der ihm einen Antrag machte, der nur einmal eine

Frage an ihn richtete. Hüben und drüben gingen die jungen Burſchen ab wie warm Brot; die Reihen lichteten ſich mehr und mehr, und die Zeit ſchritt immer weiter. Es war bereits Mittag, und Jacob ſtand noch an derſelben Stelle. Wie kam es denn, daß niemand nach ihm fragte, niemand ihm einen Dienſt anbot? — Ja, das wiſſen wir nicht, wir ſind eben nicht dabei geweſen; vermuthen aber, daß der Jacob, der nur an hoffärtige Dinge dachte, und dem alles andere gering erſchien, gar zu unmuthig und verdroſſen d'reinſchaute, ſo daß keiner Gefallen an ihm fand und ihm keine Arbeitsluſt zutraute. — Es war bereits gegen Abend, und Jacob hatte weder einen Dienſt, noch war ihm irgend ein großes Glück in den Schoß gefallen. Er dachte mit Verdruß daran, in die Herberge zurückkehren und morgen früh dieſelbe langweilige Geſchichte durchmachen zu müſſen; und er war nahe daran, ſeinen Bruder zu beneiden, der ſo bald ein Unterkommen gefunden. — Da endlich, er wollte ſchon aufbrechen und fortgehen, trat ein ſtattlicher Mann zu ihm, mit einem ehrwürdigen Geſicht; der fragte, ob Jacob als Hausknecht und Packer bei ihm in Dienſt treten wolle; er ſei Kaufmann, führe einen ausgebreiteten Handel und habe vollauf für ihn zu thun, werde ihm aber gut lohnen; und wenn er tüchtig ſei, wolle er ihm auch weiter helfen. Nun das war doch ein gutes Wort geſprochen; Jacob knüpfte allerlei Pläne und Hoffnungen daran, ſagte mit

Freuden zu und folgte seinem neuen Herrn auf der Stelle.

Mathias Löning, so hieß der Kaufherr, war ein ehrenwerther Mann, und verstand Handel und Wandel aus dem Grunde. Er war sehr reich und besaß nur ein einziges Kind, eine Tochter, die er über alle Maßen liebte. Und das Kind verdiente es auch, daß man es gern hatte, denn man konnte nichts Lieblicheres sehen, als diese heranblühende Jungfrau; dabei war sie freundlich und gütig gegen jedermann, und ihr Gemüth war so rein und klar wie ihre blauen Augen, mit denen sie den Leuten so recht ins Herz schauen konnte. — „Das gäbe einmal eine Partie für meinen Sohn," dachte mancher Kaufmann, wenn er das liebliche Kind erblickte, „reich ist sie, vornehm und schön, — mehr kann man nicht verlangen." Aber es werden manche Heirathen in Gedanken geschlossen, die der Priester nicht bestätigt.

Jacob hatte längst begriffen, daß man selbst nicht still stehn dürfe, wenn man vorwärts wolle, da allem Anschein nach, andere Leute sich nicht die Mühe geben würden, ihn zu ihrem eigenen Plaisir vorwärts zu ziehen. Er that deßhalb alles, was er konnte, um seinen Herrn zufrieden zu stellen; und da er ein gewandter Bursche war, dem die natürlichen Anlagen nicht fehlten, so konnte es nicht wundern, daß er im Laufe der Zeit von einem Hausknecht und Packer zum Lageraufseher stieg, und in Folge dessen eine bessere Stellung und

beſſern Verdienſt erhielt. Er hätte nun ganz glücklich ſein können; er ſteckte die Füße unter anderer Leute Tiſch, beſaß die Achtung und Zuneigung ſeines Herrn und konnte ſich etwas erübrigen; das waren Dinge, die hoch anzuſchlagen ſind. Aber den thörichten Burſchen quälte ſtets der Gedanke an Ehren und Würden, wie die Erſten der Stadt ſie trugen. War er nicht ſo gut wie ſie? Was hatten ſie denn vor ihm voraus, als den Zufall der Geburt, den Zufall des Reichthums, oder ſonſtiger Verhältniſſe? Was hatten ſie denn Großes gethan, um dahin zu gelangen, wo ſie ſtanden, was er nicht auch thun könnte? Das leidige Glück hatte ſie beim Schopf genommen und mitten in Glanz und Fülle hineingeſetzt. Warum konnte das Glück ihm nicht ein Gleiches thun? — Ja, warum, wer mochte das wiſſen! Dazu gehörte wohl mehr als Brot eſſen. —

Seine Pflicht that Jacob nun freilich und noch etwas darüber; denn es lag ihm daran, ſich bei ſeinem Herrn einzuſchmeicheln und unentbehrlich zu machen; vielleicht hatte das Glück auf dieſe Weiſe ein Einſehen und klopfte bei ihm an. — Und richtig, es klopfte auch bei ihm an, und das ging alſo zu. Der Buchhalter des Herrn Mathias Löning war ſchon lange Jahre kränklich geweſen und hatte ſeinen Dienſt nur zur Noth verſehen können. Der gute Herr, der ſich ohnehin in ſeinem Geſchäfte gar keine Ruhe gönnte, weil er der verſtändigen Anſicht war, daß mehr Ruhe als Arbeit,

ſchädlich iſt, hatte den ſchwachen Buchhalter nach Kräften unterſtützt, ja, ihm die meiſte Laſt abgenommen; denn er ſchätzte den langjährigen Diener und mochte ihn nicht gern fortſchicken. Nun aber ſtarb der Buchhalter, und der Kaufmann mußte den Platz wieder beſetzen. Da dachte er an Jacob. Der junge Mann war ſtrebſam und beſcheiden, hatte im Laufe der Zeit ſchon manche Kenntniſſe ſich angeeignet, hatte in ſeinen Feierſtunden tüchtige Fortſchritte im Rechnen und Schreiben gemacht, und konnte einen Geſchäftsbrief ſo gut zuwege bringen, wie einer. Was that's, daß er nicht von Jugend auf bei ſolchen Dingen hergekommen war? Es ließ ſich noch manches nachholen, und der Principal war ja ſtets zur Stelle, konnte eingreifen, oder anweiſen, wie's eben erforderlich war; dann hatte er doch einen Menſchen zur Seite, den er ſchon kannte, und von dem er wußte, daß er ehrlich und ihm treu ergeben war. Daran hatte Herr Mathias ganz Recht; er konnte es ruhig wagen, denn zu jener Zeit wurde im Vergleich zur gegenwärtigen, herzlich wenig verlangt; die Verhältniſſe waren eben andere, und die geſtellten Forderungen leicht zu erfüllen.

Jacob nahm die gebotene Stelle mit freudiger Ueberraſchung an; ſuchte ſich ſo gut als möglich in das neue Fach hineinzufinden, und da ſein natürlicher Verſtand ihm trefflich zu Statten kam, ſo ging die Sache ganz gut, und Herr Mathias bereuete keinen Augenblick, ſeinen

früheren Hausknecht und Packer zum Buchhalter gemacht zu haben.

Das Einlernen in seine neue Stellung hatte Jacob ganz in Anspruch genommen; denn gewissenhaft war er in allem, was er zu leisten hatte, — so kam es, daß die quälenden Gedanken von Größe und Ehre einstweilen in den dunkelsten Winkel seiner Seele schlüpften, und er dadurch, wie auch durch das Bewußtsein seines anerkannten Werthes, viel heitrer und sichrer erschien als sonst. Die früher so bleichen Wangen wurden roth und frisch, und die Augen konnten zuweilen ganz fröhlich d'reinschauen. „Unser Jacob macht sich gut;" sagte Herr Mathias zu seiner Tochter, „ich hätte in der That keine bessere Wahl treffen können." „Das freut mich herzlich, lieber Vater;" entgegnete das Mädchen heiter; mehr sagte sie nicht, denn damals sprachen die jungen Mädchen noch nicht so viel, als jetzt. „Er sieht auch ganz anders aus als sonst;" fuhr Herr Mathias vergnügt fort, „früher war er so bleich und mager; jetzt hat er ordentlich Farbe, und geht auch schon etwas in die Breite. Das kommt vom Glück und von der Zufriedenheit; nicht wahr, mein Kind?" „Gewiß kommt's daher, lieber Vater," entgegnete die Tochter, und dabei sah sie dem alten Herrn so hell und liebreich in die Augen, daß ihm ganz warm und selig zu Muthe ward.

Aber Jacobs Glück und Zufriedenheit dauerten nicht lange. Nachdem er seine Obliegenheiten tüchtig inne

und an seine neue Stellung sich gewöhnt hatte, da kamen die alten Gedanken aus dem dunklen Winkel seiner Seele allgemach wieder hervor, wisperten und flüsterten wie früher und traten in ihre alten Rechte aufs neue ein.

Da war's mit dem innern Frieden und dem frischen Aussehen Jacobs vorbei. Stunden lang konnte er an seinem Schreibpult sitzen, wenn die Arbeitszeit vorüber war, und nichts thun, als vor sich hinstarren und von Reichthum und Ehre träumen. Was hatte er denn groß von seiner jetzigen Stellung? Nichts weiter, als mit äußerster Sparsamkeit sich ein geringes Capital zu erwerben, das ihn in alten Tagen möglicher Weise vor dem Hunger schützte; das war alles! Und das war herzlich wenig, meinte er. Was für Ehre hatte er von seinem treuen Arbeiten? So gut wie gar keine. Wenn er so die reichen, stolzen Rathmänner und Richter der Stadt Bremen vorübergehen sah, vor denen ein jeder sich bückte und den Hut tief herabzog, dann fuhr es ihm oft siedend heiß durch die Adern, und er dachte: „O, wenn mir solche Ehren angethan würden!" Wer grüßte ihn, wenn er durch die Straßen ging? Vielleicht die Nachbarn rechts und links zunächst dem Löningschen Hause, oder die Hausknechte, Packer und Küper andrer Kaufherren, die zuweilen eine Bestellung im Comptoir zu machen hatten, und den Buchhalter daher kannten. Und wenn im Hause seines Herrn große Gesellschaft

war, von den erſten Familien der Stadt, wurde er etwa hinzugezogen; kümmerte man ſich um ihn? Bewahre! Er konnte an ſeinem Pult ſitzen und Zahlen und Buchſtaben kritzeln, das wehrte ihm niemand. Und die Flaſche Wein, die man ihm heraufſchickte, und den Kuchen dazu, beides mochte er ſich wohl oder übel ſchmecken laſſen; danach ſah und fragte niemand. Sein Herr freilich war gut und freundlich gegen ihn; aber das war ja nur ſein eigener Vortheil; denn wär' er herriſch und barſch, da würde Jacob ſeine Sachen nicht halb ſo gut in Acht nehmen, und manches unterlaſſen.

Herr Mathias merkte bald das veränderte Ausſehen und den Trübſinn ſeines Buchhalters. Er fragte ihn leutſelig, ob ihn etwas drücke, oder ob er ſich krank fühle; er ſolle doch offen ſein, dann könne ihm ja vielleicht geholfen werden. Jacob erſchrak heftig; er hatte nicht geahnt, daß man ihm irgend ein Leid anſehen konnte, wenn man auch den Grund nicht durchſchaute. Aber wie hätt' er's zu Tage legen ſollen, was ihm ſein Leben verbitterte und den friſchen Jugendmuth zerſtörte? Sein Herr würde ihn verlacht und verſpottet haben, wenn er die offene Wahrheit geſagt; d'rum half er ſich mit allerlei Ausflüchten. Aber der Herr merkte, daß es eben Ausflüchte waren, und er ſagte deßhalb bekümmert: „Jacob, du haſt kein Vertrauen zu mir, und das thut mir leid; zwingen freilich kann ich dich nicht, das, was dich quält, von dir zu thun; denn das Vertrauen iſt

eine freie Gabe.“ Der Principal ſchwieg, und kramte dann in ſeinen Papieren am Pult, aber wer ihn beobachtet hätte, dem wär's nicht entgangen, daß er über die Papiere wegſchaute und den Buchhalter ſorgenvoll anblickte. Dieſem war die Kehle wie zugeſchnürt; ſo lieben, freundlichen Worten gegenüber nichts ſagen zu können, nichts ſagen zu dürfen, das war eine neue Qual zu der alten!

So verging eine lange Zeit. Jacob ward ſeines Kummers und ſeiner Qual nicht Herr; aber er ſuchte ſie ängſtlich zu verbergen, und dieſer ſtete Kampf mit ſeinem Innern und dem äußern Schein, rieb ſeine Kräfte auf, und er ſah aus, wie ein Kranker, oder wie ein Menſch, der ein ſchweres Seelenleid mit ſich herumträgt, was er geheim halten muß. Der Kaufmann beobachtete ihn mit dem ſcharfen Auge eines väterlichen Freundes, und es that ihm in der Seele weh, daß Jacob ſo beharrlich im Schweigen blieb und allen ſanften Aufforderungen kein Gehör gab. —

„Jetzt weiß ich's ganz ſicher, was dem jungen Mann im Kopfe ſteckt!“ ſagte Herr Mathias eines Tages zu ſich ſelbſt, als er den Buchhalter Mittags bei Tiſche wieder verſtohlen und ſcharf beobachtet hatte, und den Grund des ſeltſamen Weſens entdeckt zu haben glaubte. „Ich muß nur ein Ende darin machen, ſonſt möcht' er mir d'raufgehen.“ — Gegen Abend, als Jacob allein im Comptoir über den Büchern und Rechnungen ſaß, trat der Kaufmann herein. Jacob hörte ihn nicht kommen,

und blätterte und ſchrieb weiter. Nach einer Weile warf er die Feder hin, ſtützte den Kopf in die Hand und ſtarrte vor ſich nieder. „Nein, es geht nicht länger ſo," ſprach er endlich, „ich muß zu Grunde gehen bei der ewigen Qual; ich kann ſie nicht tragen, und doch werd' ich ihrer nicht ledig. Ich weiß mir nicht zu rathen, nicht zu helfen; der quälende Wunſch, der höchſte meines Lebens, verläßt mich nicht mehr; ich ſtehe mit ihm auf, ich lege mich mit ihm nieder, er iſt bei mir im Schlafen, wie im Wachen. O, ich bin ein unglücklicher Menſch!" Und er ſchlug beide Hände vors Geſicht und weinte wie ein Kind.

Das brach dem guten Herrn Mathias faſt das Herz. Er trat raſch auf Jacob zu, faßte ſeine beiden Hände und ſagte eindringlich: „Jacob, Jacob, was haſt du nur! Du ſitzeſt da und weineſt ſo bitterlich, als wär' dir das Liebſte auf Erden geſtorben. Sei doch nicht ſo verſchloſſen; ſprich doch endlich ein offenes Wort, damit dir, wenn möglich, geholfen werde." Jacob, erſchrocken über das unerwartete Erſcheinen ſeines Herrn, faßte ſich gewaltſam und ſagte ganz leiſe und ohne aufzuſehen, daß ihm die Augen ſchmerzten, und ohne daß er es wiſſe, in Thränen ſtänden. Mathias ſchüttelte unwillig den Kopf. „Jacob," nahm er aufs neue das Wort, „Jacob, du machſt mich mit ſehenden Augen nicht blind, und mit hörenden Ohren nicht taub. Was du eben geredet, handelte nicht von kranken Augen, ſondern von

einem kranken Gemüth.“ Ein Todesschrecken kam über Jacob, als er vernahm, daß man ihn behorcht; er konnte nicht mehr zurück, er mußte, um die Wahrheit zu verbergen, irgend etwas ersinnen, das er als Grund seiner Trauer angeben konnte, und er kam auch rasch dazu. „Herr,“ sagte er nach einer Pause, und es hatte wirklich den Anschein für Herrn Mathias, als wolle Jacob endlich sein Herz ihm aufschließen; „Herr, da Ihr meine unseligen Worte einmal gehört, mag ich's nicht länger verheimlichen. So wißt denn: ich erhielt vor längerer Zeit aus meiner Heimath die traurige Nachricht, daß mein einziger Bruder, der dort in den glücklichsten Verhältnissen lebte, plötzlich wahnsinnig geworden sei; daß er in einem Anfall von Raserei sein einziges Kind getödtet, und nachdem ihm bei dem strömenden Blute das Bewußtsein zurückgekehrt, er sich selbst das Leben genommen habe. Ihr seht, Herr, daß ich große Ursache habe, schwer betrübt zu sein; wenn ich's verheimlichte, so geschah es, um die Ehre meines armen Bruders nicht Preis zu geben.“ — Der Kaufmann sah Jacob erstaunt ins Gesicht; er wußte im ersten Augenblick nicht, was er sagen sollte; erst nach einer langen Weile begann er: „Jacob, entweder sprichst du jetzt eine große Unwahrheit, oder du hast früher eine gesprochen. Als du in die Stelle meines verstorbenen Buchhalters rücktest, habe ich dich um deine Verwandtschaft in der Heimath, oder anderswo, befragt; denn ich mußte sicher sein, daß du keine

unehrenhafte Geſchwiſter, oder Verwandte hatteſt, die dir einmal kommen und zu dieſem oder jenem Unerlaubten dich verleiten konnten zu meinem Schaden. Du gabſt mir die kurze und bündige Antwort, daß du ohne Verwandtſchaft ſeieſt, und weder Bruder, noch Schweſter, noch ſonſtige Angehörige habeſt. Wenn dir ein Bruder gelebt, noch dazu in guten Verhältniſſen, weßhalb hätteſt du mir's verſchweigen wollen, da ich mich deſſen nur gefreut haben würde? Jacob, ich ſage dir's ins Geſicht, — du ſprachſt die Unwahrheit! — Wäre es aber die Wahrheit, was du geredet; was könnt's denn ſein mit dem höchſten Wunſche deines Lebens, der nicht am Tage, nicht in der Nacht von dir weicht? — Jacob, ich wiederhole es, du ſprachſt die Unwahrheit!"

Herr Mathias war vollkommen im Rechten mit dem, was er geſagt. Jacob hatte es fürs Beſte gehalten, nie von ſeinem Bruder zu reden; er ſchämte ſich der untergeordneten Stellung desſelben, als ſchlichter Knecht bei einem gewöhnlichen Gärtner zu dienen. Er konnte dies um ſo eher verheimlichen, da Klaus ihm niemals über die Schwelle kam; denn der hatte des Bruders Hochmuth bald durchſchaut, als ſie ſich einmal zufällig trafen, und ſo war Klaus dem einzigen Verwandten fern geblieben. Als Jacob nun die Buchhalterſtelle übernahm, und von dem Principal nach ſeinen Angehörigen befragt wurde, da ſchien es ihm gerathen, einfach zu ſagen, er habe weder nahe, noch entferntere Verwandte, ſondern ſei ohne allen

Anhang. Daß er sich nun in seinem eigenen Netz gefangen, kam daher, weil ihm die ganze Sache in dem Augenblick der Ueberraschung entfallen war, und er nur den einen Gedanken hatte, seinen thörichten Wunsch zu verheimlichen. — Als Jacob sich von der Unwahrheit seiner Worte überführt sah, erschrak er noch heftiger; aber die Wahrheit durfte und konnte er auch jetzt nicht sagen; das fühlte er tiefer, denn je. Er stürzte Herrn Mathias zu Füßen und betheuerte, daß er nicht wisse, was er geredet; wenn er eine Lüge gesagt, so habe er nur den wahren Grund seines Leides verbergen wollen. Der Herr möge ihm das vergeben und nicht weiter in ihn dringen, denn ihm könne doch niemand helfen. Aber die Güte und Beharrlichkeit des wackern Kaufherrn ließen sich nicht abweisen. „Ich muß ihn zu seinem Glück zwingen," dachte Herr Mathias, „indem ich das Wort thue, das ihm zu thun anstände, wenn er meines Gleichen wäre; so aber mag er's nicht wagen, seine Bescheidenheit hält ihn zurück." —

Es war doch ein prächtiger Mann, der Herr Mathias Löning, daß er so gut von den Menschen dachte, und so willig war, sie zu beglücken, weil sie selbst den Muth nicht hatten, darum zu bitten. Ja, einen solchen Mann könnte man heut' zu Tage beim funkelhellen Sonnenschein mit der Laterne suchen, und man fände ihn am Ende doch nicht. — Daß Herr Mathias sich irrte, das ändert nichts an seiner Vortrefflichkeit.

„Alles hat ſeine Grenzen, auch das Schweigen!“ ſagte der Principal zu ſeinem Buchhalter. „Willſt du vom Schweigen nicht laſſen, Jacob, gut, ſo iſt's meine Pflicht, zu reden. So wiſſe denn, daß ich bereits ſeit länger deine tiefſten Gedanken durchſchaut habe.“ Jacob fuhr entſetzt zuſammen, jener ſprach weiter: „Ich bin nicht von geſtern, und weiß recht wohl, wie es in einem jungen Menſchenherzen ausſieht, und welche glühende Wünſche ſich darin regen, die ſich doch nicht ans Licht wagen mögen.“ Jacob blickte ſeinen Herrn verſtört an; ſo war man alſo doch auf den Grund ſeiner Qual gekommen, und all ſein Verheimlichen hatte nichts gefruchtet! „Nein, nein!“ rief er erſchüttert, „ſprecht es nicht aus, lieber Herr! Erſpart mir die Scham, mich von Euch verlacht, ja, verachtet zu ſehen.“ „Verlacht und verachtet man einen jungen braven Menſchen, der ſeinem Herzen nicht gebieten kann, aber einen ehrlichen Kampf kämpft?“ entgegnete lächelnd der Kaufmann, indem er ſeine Hand auf des Buchhalters Schulter legte und ihm ſo recht treuherzig in die Augen ſchaute; „ſieh Jacob, es iſt ja ehrenwerth genug, wenn man die Leidenſchaft unterdrückt, um ihrer Herr zu werden; reicht aber die Kraft nicht aus, iſt das eine Sünde? — Schelten ſollte ich dich, daß du nicht offen vor mich hintrittſt und ſagſt: „Herr, gebt mir Eure Sophie zum Weibe, ich liebe ſie, und will ſie glücklich machen!“ Da du es aber nicht thuſt, und lieber untergehen willſt, als den Schein der

Ueberſchätzung auf dich laden, ſo weiß ich keinen andern Rath, als dir zu ſagen, daß du mir als Eidam gut und wacker genug biſt. Du haſt kein Vermögen, das ſchadet nicht; ich beſitze deſto mehr, und du bringſt ſtatt deſſen deine Strebſamkeit, deinen Fleiß, deine Kenntniſſe mit, und ſo begleicht ſich alles. So ſchlag' denn ein, Jacob, du wirſt mein Schwiegerſohn, und damit hat's ein Ende!"

Jacob war wie aus den Wolken gefallen. Mit keinem Gedanken hatte er an Sophie gedacht, mit keinem Gedanken an eine Heirath mit ihr; ſeine thörichten Träumereien von Glück, Reichthum und Ehre hatten in ſeiner Seele keinen Raum für ſanftere Empfindungen gelaſſen. Jetzt aber kam das Glück urplötzlich, nur in anderer Geſtalt, als er gedacht; es trug ihm eine ſchöne Frau entgegen mit einem bedeutenden Vermögen, und ſprach etwa alſo: „Ich bitte dich, lieber Jacob, nimm dies, mir zu Gefallen, als dein Eigenthum an!" Da ging ihm ein ganzer Kronleuchter auf; dieſe Heirath konnte ihn ja zu Glanz und Ehren bringen, und er wäre wohl ein Narr geweſen, wenn er nicht mit beiden Händen zugegriffen hätte. Und wie ſchön konnt' er es nun verbergen, was ihn wirklich gequält; wie leicht wurde es ihm gemacht, für beſcheiden zu gelten! Den Schein mußte er natürlich wahren, den Ausſpruch ſeines guten Herrn beſtätigen, das begriff er ſogleich; und da er Jahre lang an den Schein ſich gewöhnt hatte, ſo ward es ihm auch diesmal nicht ſchwer, anders zu reden,

als er gedacht. Nachdem er in der Eile ſich alles zurechtgelegt im klugen Kopfe, ſagte er mit angenommener heftiger Bewegugn zu Herrn Mathias: „Nun denn, da Ihr's einmal erkannt, was mich bedrückt, und es mir mit klaren Worten ins Geſicht ſagt; da ich gewiß bin, Ihr werdet mich darob nicht verachten, ſondern mir Eure ſtarke Hand reichen, damit ich nicht zuſammenbreche: ſo darf ich's offenbekennen und beſtätigen, daß nur die Liebe zu Eurer Tochter meine ganze Seele erfüllte, und das Verlangen, ſie zu beſitzen als eheliches Gemahl, ſo mächtig in mir ward, daß ich nichts anderes denken und träumen konnte. Aber ich wußte ja, daß ich nicht würdig war, ihr die Schuhriemen zu löſen; wußte, daß ſo hochfliegende Gedanken nie zur Wahrheit werden konnten; daher verſchloß ich mein Geheimniß tief in meinem Herzen, und wär' eher geſtorben, als daß ich's je verrathen hätte; daher nahm ich zu allerlei Unwahrheiten meine Zuflucht, damit nur keiner auf den Grund meines thörichten Herzens ſchauen ſollte." — „Bis wir uns im eigenen Netze fingen, und über uns ergehen laſſen mußten, was Rechtens!" — fügte Herr Mathias lachend hinzu. — —

Jacob ſpielte ſeine Rolle vortrefflich. Er hätte als Schauſpieler gewiß etwas Tüchtiges leiſten können, und den Leuten weiß gemacht, es ſei alles eitel Wahrheit, was er auf den Brettern ſage. So erging es dem guten Herrn auch. Er war ganz fröhlich über Jacobs

endliche Offenheit; er ſchüttelte ihm einmal über das andere die Hände, und meinte, nun ſei alles gut, und das Weitere werde ſich ſchon finden.

Am andern Morgen hatte der Kaufmann eine kurze Unterredung mit ſeinem lieben Kinde. Er merkte bald, daß Sophie dem jungen Manne ſehr geneigt war, und das freute ihn über die Maßen, und nun ward er des Ganzen erſt recht froh. Auch ohne große Neigung von Seiten des Mädchens, hätte Herr Mathias Löning die Verbindung gewünſcht und gefördert, weil er eine ſolche eben für das wirkliche Heil ſeines geliebten Kindes hielt; nun aber beides ſich zuſammenfand, ſo war's ein Grund zur ungetrübten Freude. — Es lag einmal in den beſchränkten Begriffen und Verhältniſſen jener Zeit, daß die Aeltern die Heirath ihrer Töchter nach eigenem Ermeſſen beſtimmten; die Töchter wußten das auch nicht anders, und fügten ſich der gereifteren Einſicht des Alters. Kam zur Heirath die Herzensneigung, deſto beſſer; wenn nicht, ſo mußte es auch ohne dieſe gut ſein; man gewöhnt ſich an einander, hieß es, oder: von der Liebe kann man nicht leben, und damit war die Sache abgethan. Es lag etwas von Tyrannei in dieſem Verfahren, das wird niemand in Abrede ſtellen, und weil dieſe Tyrannei ſich überlebte, wie ſo manches andere, hat ſie auch nach und nach der perſönlichen Freiheit weichen müſſen; indeß iſt es wohl noch die Frage, ob es damals ſo viele unglückliche Ehen gab, als heut' zu Tage.

Um die Caffeeſtunde desſelben Tages führte Herr Mathias die beiden jungen Leute zuſammen, legte ihre Hände in einander, und gab ihnen ſeinen väterlichen Segen. Auch jetzt blieb Jacob der einmal übernommenen Rolle treu, und wer ihn geſehen, der hätte darauf geſchworen, daß der Buchhalter vor lauter Liebe bald geſtorben wäre. Im Laufe der Zeit ward unſerm Jacob die Rolle immer leichter, denn Sophiens Liebenswürdigkeit feſſelte ihn unwillkürlich, und ihre Schönheit, die er ſonſt nicht einmal bemerkt, fing an, einen beſondern Zauber auf ihn auszuüben. Auch ſein Stolz war hier im Spiele; Sophie war ſo ſchön, daß man ſie allgemein: „die blonde Schönheit von Bremen" hieß; das hatte Jacob nie gewußt, ſo lange er nur um ſeine eigenen Gedanken ſich bekümmerte; jetzt aber, wo ſein Ohr für dergleichen offen war, freuete es ihn über die Maßen, und das möchten wir ihm am allerwenigſten verdenken.

2.

Jacob war nun in den Hafen des Glücks eingelaufen; wie aber ſtand's mit Klaus, ſeinem jüngern Bruder? — Seinem einfachen, ſchlichten Sinne treu, hatte dieſer in der geringen Stellung, als Knecht eines Gärtners, treu und ehrlich das Seine gethan. Er grub und pflanzte, er ſäete und mähete, er that alles, was ihm oblag, und er that's mit Gewiſſenhaftigkeit und

Freude, und war seelenfroh bei kärglichem Brot und saurer Arbeit.

So vergingen die Jahre, und Klaus war nicht weiter gekommen, als wo er einmal stand; und er strebte auch nicht weiter, da seine Ansprüche und Bedürfnisse sich leicht befriedigen ließen; denn von dem hochfahrenden Sinne seines Bruders war nichts in ihm. Eins nur that ihm leid und machte ihm manche trübe Stunde das war die Verleugnung Jacobs. Dieser war nie zu ihm gekommen, und Klaus scheute sich, den Bruder aufzusuchen. Einmal hatten beide sich in der Vorstadt getroffen, wo Klaus in einem Garten mit Graben beschäftigt war; Jacob aber, der damals schon die Buchhalterstelle bekleidete, ging mit dem spanischen Rohr in der Hand, spazieren, denn es war in der Feierstunde. Klaus stieß seinen Spaten rasch in die Erde und flog auf den Bruder zu, ihn zu begrüßen und ihm zu sagen, wie sehr er sich freue, daß er so in die Höhe gekommen. Aber Jacob schien verlegen, schaute ängstlich um sich, ob's auch jemand sehe, daß ein Knecht so vertraulich gegen ihn sei; er gab kurze, leise Antworten, und als ein junger Kaufmannslehrling des Weges kam, da machte Jacob sich eilig davon mit flüchtigem Gruß und ohne Entschuldigung. Diese Unbrüderlichkeit konnte Klaus nicht verschmerzen; und von dieser Zeit an suchte er sich einzureden, daß er gar keinen Bruder mehr habe; ja, daß er niemals einen besessen. — Der Gärtner

wohnte in der Nähe der Fähre, die damals wie noch jetzt, vom Punkenbeiche über die Weſer nach dem Werde führte. Das Haus des Fährmanns ſtieß dicht an das Beſitzthum des Gärtners, und die beiden Männer hielten gute Nachbarſchaft. Mit des Fährmanns Tochter aber, der hübſchen Lisbeth, hielt Klaus gute Nachbarſchaft, und das konnte niemanden wundern; denn Lisbeth war ein braves, fleißiges Kind und ſtand dem Vater, ſeit der Mutter Tode, treu zur Seite bei ſeinem ſauern Tagewerk. Und wie es dem Klaus ergangen, daß er dem wackern Mädchen zu tief in die Augen geſehen, ſo war es auch Lisbeth paſſirt; von dieſer Zeit an war eins dem andern ins Herz gewachſen, und Klaus hatte ſeinen Bruder und deſſen Unbrüderlichkeit faſt vergeſſen. — Der alte Fährmann ſah es gern, daß ſein Kind mit dem jungen Manne gute Freundſchaft hielt; denn er kannte ihn als einen arbeitſamen, rührigen Menſchen, der nichts verthat, ſondern ſeinen geringen Lohn zuſammenhielt und verſtändig anwandte. Freilich, ans Heirathen ſei noch lange nicht zu denken, meinte der Alte, das thue aber auch nicht noth; beide ſeien noch jung, und er habe nie gehört, daß einer, oder der andere zu ſpät gekommen. —

So im ſtillen Frieden und im Ausblick in die Zukunft lebten die jungen Leute ihre Tage hin, und hätten wohl ſo bald noch nicht an eine Heirath gedacht, wenn nicht ein Fall eingetreten wäre, der dieſen Gedanken lebhaft in ihnen angeregt. Der Gärtner nämlich

erkrankte, und nach wenigen Tagen segnete er das Zeitliche. Nahe Verwandte hatte er nicht, verheirathet war er nie gewesen, und sein Besitzthum ging nun in andere Hände; die weitläufigen Verwandten, denen jetzt das Seine zukam, hatte er nie gesehen; er hatte sich nicht um sie, und sie sich nicht um ihn bekümmert; da es aber ans Erben ging, so waren sie flugs zur Stelle und strichen ein, was einzustreichen war. Der Verstorbene hatte die Absicht gehabt, ein Testament zu errichten und darin auch unsern Klaus zu bedenken; aber er war darüber weggestorben; wie es denn häufig zu gehen pflegt, daß man in gesunden Tagen sich nicht entschließen kann, sein Haus zu bestellen; man wartet, bis die kranken Tage kommen, und da bestellt man's eben erst recht nicht.

Der gute Klaus hatte es schon lange gewußt, daß er kein Kind des Glücks war, wie sein Bruder; er hatte ja auch nie um Glück gebettelt, nur um Arbeit, sein täglich Brot damit zu gewinnen; er legte d'rum die neue Täuschung still zu den alten, wenn auch mit einem tiefen Seufzer, und dachte, es hat wohl nicht sein sollen! Die Erben, denen daran lag, rasch zu dem Ihrigen zu kommen, und die Sache zu erledigen, boten das kleine Haus des Verstorbenen nebst dem geräumigen Garten zu einem ziemlich billigen Preise aus, und da dachte Klaus: „Wie, wenn du das Erbe kaufen könntest?" — Aber er hatte ja nichts darin auszuzahlen, und sein künftiger

Schwiegervater hatte auch nichts, und Lisbeth hatte eben gar nichts; und aus einem dreimaligen Nichts läßt ſich keine andere Summe als — Nichts herausrechnen. Wären die Erben in Bremen wohnhaft geweſen, da hätte es ſich ſchon machen laſſen, indem Klaus ihnen das Geld verzinſte; ſo aber mußten jene auf Auszahlung des Ganzen halten. Da dachte Klaus an ſeinen Bruder. Er hatte gehört, daß er die Tochter ſeines Herrn heirathen, und dann das große Geſchäft des Schwiegervaters übernehmen werde, da dieſer ſich zur Ruhe ſetzen wolle. Klaus kämpfte lange mit ſich ſelbſt, ob er den Bruder um ein Dahrlehn von 300 Thalern anſprechen ſolle; mehr koſteten Haus und Garten nicht. Endlich war er entſchloſſen. „Ich will hingehen," ſagte er zu ſich ſelbſt, „er iſt ja doch mein Bruder und hat vielleicht noch einen guten Blutstropfen in ſich von unſern braven Aeltern. Er iſt ja nie ſchlecht geweſen; und jetzt, wo er zu ſeinem Ziel gekommen, wird er doch die Hand nicht von mir wenden."

Er hatte ſeiner Lisbeth ſeine Abſicht anvertraut; ſie allein wußte es auch, wie fremd er mit dem Bruder ſtand; denn „das Herz will einen Kläger haben." „Wenn's nur hilft!" ſagte ſie bekümmert, als er von dannen ging, und ſie ihm nachſchaute. — Klaus hatte ſein Sonntagswamms angethan und ſein neues rothes Tuch um den Hals geſchlungen, damit er nobel und anſtändig bei ſeinem Bruder erſcheinen konnte. Auch

das Haar hatte er ſauber gekämmt und mit Waſſer glatt gemacht, und die ſchweren, mit Nägeln beſchlagenen Schuhe waren friſch mit Thran eingeſchmiert, ſo daß ſie recht ſchwarz und ſchön glänzten. „Er braucht ſich meiner nicht zu ſchämen,“ ſagte Klaus, als er durch die Straßen dahinſchritt, und wohlgefällig auf ſeinen Sonntagsſtaat ſchaute; „und alles hab' ich mir ehrlich verdient und iſt richtig bezahlt.“ — Nun ſtand er vor dem prächtigen Hauſe an der Obernſtraße, das Herr Mathias Löning bewohnte, und das ſpäter auch ſein Bruder bewohnen ſollte. Ihm klopfte das Herz doch gewaltig, als er die Steinſtufen hinanſchritt, die ſchwere mit Bildſchnitzerei verzierte eichene Thür öffnete, und nun in dem weiten, hohen Hausflur ſtand, in deſſen Hintergrunde die breite bequeme Treppe zu dem obern Stock hinaufführte. An den Wänden des Flurs hingen große Oelgemälde in ſchwarzen Rahmen. Darauf waren die heiligen drei Könige aus dem Morgenlande, wie ſie dem Jeſuskinde ihre Gaben darbrachten, und ſonſtige Scenen aus der heiligen Schrift dargeſtellt; alle Figuren waren in Lebensgröße, und ſo wunderbar lebendig gemalt, daß Klaus meinte, ſie müßten nun gleich aus dem Rahmen heraustreten, auf ihn zukommen und fragen, was er hier zu ſuchen habe. So hatte er lange geſtanden und die Bilder angeſchaut, da kam die Köchin den Hausflur herauf und fragte nach ſeinem Begehr. „Ich möchte gern meinen Bruder ſprechen,“ hätte er bald geantwortet;

aber er bedachte ſich raſch und ſagte, indem er verlegen ſeinen Hut in den Händen herumdrehte: „Ich möchte gern den Buchhalter ſprechen.“ „Ah, den jungen Herrn Schweers!“ entgegnete die Köchin, „da klopft nur an jene Thür dort, das iſt ſein Zimmer.“ — Klaus pochte verzagt an; er mußte es mehrmals wiederholen, bis ſich drinnen ein „Herein“ vernehmen ließ. Als er ſchüchtern eintrat, ſtand er ſeinem Bruder gegenüber.

Jacob machte ein langes, verlegenes Geſicht, als er den Eingetretenen erkannte; haſtig und leiſe fragte er, was er wolle, weßhalb er komme. — „Bruder,“ verſetzte Klaus, „du weißt, ich bin dir nie zur Laſt gekommen; jetzt aber hab' ich etwas auf dem Herzen, das ich nur dir ſagen kann; und du wirſt mir helfen, wenn du kannſt.“ Jacob hatte raſch die Thür abgeſchloſſen; er fürchtete, daß jemand ſie überraſchen könnte. „Ich thu's nur, damit wir ungeſtört ſind,“ ſagte er gleichſam ſich entſchuldigend, zu Klaus. „Und was haſt du denn?“ fragte Jacob, immer ängſtlich nach der Thür horchend; „ſprich aber leiſe, in ſolchen Häuſern haben die Wände Ohren, und iſt's auch nicht Sitte, darin ſo laut zu reden.“ Klaus theilte ihm alles mit, was er auf dem Herzen hatte; dann fügte er hinzu: „Sieh, wenn du mir nicht hilfſt — und ich will ja nichts geſchenkt, ich will's ehrlich verzinſen — dann muß ich mich aufs neue als Knecht verdingen, und von unſrer Heirath kann dann in Zeit und Ewigkeit noch nichts werden.“ Jacob ſtand

und überlegte. „Es geht nicht, Klaus," ſagte er nach einer Weile, „ich kann das Geld nicht aus dem Handel ziehen; was würde mein Schwiegervater dazu ſagen? Ihr Leute meint, ein Kaufmann habe die blanken Thaler nur ſo in Säcken ſtehen, um ſie aus Plaiſir herauszunehmen und hinzuzählen; dem iſt aber nicht ſo. Geld muß Geld verdienen, und das verdiente muß wieder in den Dienſt, und ſo iſt alles feſt und nichts flüſſig. Wie geſagt, es geht nicht!" — Klaus ſah ſeinen Bruder bittend an. „Jacob," begann er nach einer Weile. „St! daß es niemand hört!" machte Jacob und horchte wieder nach der Thür. „Jacob," fuhr Klaus leiſer fort, „ich will dir ja das Geld verzinſen; du ſollſt ja nicht dabei zu kurz kommen." Der Bruder ſchüttelte den Kopf. „Verzinſen!" wiederholte er, „kannſt du einen Zins geben, wie ihn der Handel aufbringt? Das ſind Dinge, die verſtehſt du nicht!" Klaus ſeufzte tief auf und blickte zu Boden. „Sieh," fuhr jener fort, „ſelbſt wenn ich das Geld aus dem Handel nehmen wollte, ich dürft' es nicht. Du weißt, wie nackt und bloß ich hier ins Haus gekommen; zwar bin ich fleißig geweſen, aber ins Geſchäft hab' ich keinen rothen Schwaren einſchießen können; alles gehört meinem Schwiegervater. Darf ich vom fremden Gute nehmen, um es meinem Anverwandten zuzuſchanzen, von dem man hier im Hauſe nicht einmal ein Sterbenswörtchen weiß?" Klaus zuckte bei den letzten Worten zuſammen, als fühlte er einen Stich

tief ins Herz hinein. Er wußte jetzt, daß er vergebens gekommen war. Jener ſprach weiter: „Denk nur, was mein Schwiegervater ſagen würde, wenn ich ihm plötzlich mit ſolchen Betteleien käme. Würde ich mich nicht herunterſetzen in ſeinen Augen?“ Klaus ſagte kein Wort, ſtumm wandte er ſich der Thür zu. In Jacob tauchte ein Gedanke auf, er rief den Bruder wieder zurück. „Klaus, mir fällt etwas ein,“ ſagte er haſtig, aber nicht ohne Verlegenheit und innern Kampf; er ſtockte, Klaus ſah ihn geſpannt an. „Was iſt?“ fragte er endlich. „Ich will thun, was ich nicht ſollte,“ flüſterte Jacob geheimnißvoll, „ich will dir das Geld geben, aber nur unter einer Bedingung.“ „Du wollteſt —“ fuhr Klaus freudig überraſcht auf, „und die Bedingung?“ — Jener ſprach weiter: „Es kann dir ja gleichgültig ſein, Bruder, ob die Leute davon wiſſen, oder nicht, daß wir zuſammengehören. Ich hab's hier im Hauſe aus guten Gründen verſchwiegen, daß mir noch irgend ein Verwandter lebt, es war beſſer ſo für mein Fortkommen. Willſt du nun gegen jeden davon ſchweigen, daß wir Brüder ſind, und wenn's noth thut, es in Abrede ſtellen; willſt du, wenn ich dir einmal mit den Meinen begegne, thun, als wär' ich dir ein fremdes Menſchenkind: gut, ſo iſt das Geld dein, und ich verzichte ſelbſt auf die Zinſen. Sag', aber raſch, willſt du?“ — Klaus ſtarrte ſeinen Bruder ſprachlos an, lange war er keines Wortes mächtig; es war, als ginge ihm ein Mühlrad im Kopf herum,

ſo heftig ſchlugen die Pulſe gegen ſeine Schläfen; er griff ſich unwillkürlich an die Stirn. „Nun, willſt du?“ drängte Jacob, „entſchließe dich raſch!“ Klaus ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ ſagte er endlich, und ſeine Stimme zitterte, „Nein, das kann ich nicht! Wenn dir's leicht geworden, mich zu verleugnen, Jahre lang, — ſo iſt das deine Sache, und du haſt's mit deinem Gott abzumachen, daß du deinen Aeltern noch im Grabe das Leid anthuſt, den einzigen Bruder — abzuſchwören; denn verleugnen iſt ſo gut wie abſchwören; ich aber kann das nicht! Freiwillig bin ich dir aus dem Wege gegangen, als ich ſah, daß du dich meiner ſchämteſt; ich hätt' das auch ferner gethan aus demſelben Grunde. Mich aber binden und vereiden dazu, durch Geld mich kaufen laſſen, eine Lüge zu ſagen, — nein, das thue ich nun und nimmermehr, ſo wahr mir Gott helfen möge!“ „Du biſt ein Narr, die Sache ſo ernſt zu nehmen;“ fuhr ihn der Bruder an. „Mag ſein;“ verſetzte Klaus, „ich ſtreite nicht darum. — Laß mich hinaus,“ fuhr er faſt tonlos fort, „wir haben nichts mehr mit einander zu ſchaffen.“ „So geh, wenn du's nicht beſſer haben willſt!“ ſtieß Jacob heftig heraus und öffnete die Thür. — Ohne den Bruder weiter anzuſehen, verließ Klaus das Zimmer und ſtürzte aus dem Hauſe. — Wie er heim gekommen, er wußte es nicht, er ſah und hörte nichts; wie in einem Traum ging er dahin, und ſeine bebenden Lippen wiederholten ſtets nur die Worte: „Verleugnen, abſchwören!“

Erſt, als er zu Hauſe angelangt, und die gewohnte Umgebung erkannte, kehrte ſeine Ruhe wieder zurück; und erſt, als er ſich ganz gefaßt und tapfer zuſammengenommen, ſuchte er ſeine Lisbeth auf und theilte ihr alles mit, was er Bitteres erfahren. Als das erſchrockene Mädchen nicht gleich antwortete, ſagte Klaus: „Oder meinſt du, Lisbeth, ich hätt's thun und das Geld annehmen ſollen?“ — Das Mädchen ſchüttelte den Kopf. „Nein,“ ſagte ſie feſt, „gegen die Wahrheit ſoll niemand zeugen. Du haſt recht gethan. Wenn er dich verleugnet, ſo mag er's thun; ihm thut die Lüge nicht weh in ſeinem hoffärtigen Sinn; du aber kannſt es nicht, dir würde es zur ewigen Pein werden.“

Damit waren die jungen Leute nun wohl in ihrem Gewiſſen beruhigt, weil der Haß gegen unlautres Weſen ihrem reinen Gemüth eingepflanzt war; aber ihre Hoffnungen hatten gar ſchmählich Schiffbruch gelitten, und ſie blickten trübe in die Zukunft. Sie hatten es ſo ſchön ſich ausgedacht, auf dem kleinen Beſitzthum zu arbeiten, zu ſchaffen, und nun war alles zu Waſſer geworden.

Nach wenigen Wochen war der Garten verkauft, und Klaus mußte ſich nach einem neuen Dienſt umſehen. Bevor er jedoch einen gefunden, erkrankte der alte Fährmann, und Klaus übernahm an ſeiner Stelle die Fähre. Gewachſen war er dem Geſchäfte ſchon; denn er hatte oft Sonntags den Alten abgelöſt, und ſeinen kräftigen

Armen war es ein Leichtes geweſen, das Boot wie im raſchen Winde hinüber zu bringen. Die jungen Leute hatten um ihre Zukunft geſorgt und nichts erſorgen können; jetzt ſorgte ein anderer für ſie. Der alte Fährmann kam nicht wieder auf. Er wurde zu ſeinen Vätern verſammelt, und Lisbeth ſtand weinend an ſeinem Grabe. „Halt' nur um meine Stelle an," hatte der Alte geſagt, als er fühlte, daß es mit ihm zu Ende ging, „du verſtehſt das Rudern und Segeln ſo gut wie ich. Es kann dir nicht fehlen, und ihr habt euer beſcheiden Brot bis ans Ende." — Der Alte hatte wahr geſprochen; Klaus erhielt die Stelle; und als die Trauerzeit vorüber war, nahm er ſeine Lisbeth zum Weibe, und beide lebten fortan ein zufriedenes, einfaches Leben in dem kleinen Fährhauſe am Punkendeiche. Mehr wünſchten, mehr verlangten ſie nicht. —

Die Hochzeit Jacobs mit der reichen Kaufmannstochter war mit Pracht und Glanz gefeiert worden. Die ganze ausgebreitete Verwandtſchaft hatte Theil daran genommen, wie das ſo hergebrachte Sitte war; von Seiten des Bräutigams aber war niemand zugegen; das fiel keinem auf, man wußte ja, daß der junge Mann nicht einen einzigen Verwandten hatte, ſondern ganz allein in der Welt ſtand. Daß ihm ein Bruder lebte und noch dazu in derſelben Stadt, das ahnte niemand. — Klaus hatte es an dem feſtlichen Tage recht ſauer; es war ein ſtürmiſcher Herbſttag, und er

kam gar nicht aus dem Boot, so viel Leute hatte er überzusetzen, hinüber und herüber. „Das ist eine Pracht heut' auf der Obernstraße!" sagte einer der Fährgäste zu einem andern, „sie flaggen, was das Zeug halten will." „Ja," meinte der andere, „der Schweers kann von Glück sagen; der setzt sich da in die Wolle hinein, daß ihm kaum die Ohren herausgucken; und er hat nicht das Geringste hinzugebracht." „Er soll ja ein Bauernsohn sein aus dem Stift Verden," nahm jener wieder das Wort, „und ist zuerst als Hausknecht bei dem jetzigen Schwiegervater eingetreten." „Ja, was das Glück aus einem Menschen machen kann!" warf der andere ein. „Seid Ihr nicht auch aus dem Stift Verden?" fragte plötzlich ein Fährgast den Fährmann. Dieser nickte bloß und machte sich dann mit seinen Rudern zu schaffen. „Kennt Ihr den jungen Mann?" fragte jener weiter. „O ja, ich kenn' ihn wohl," entgegnete Klaus, während eine dunkle Gluth ihm ins Gesicht schoß. Er war froh, daß man in diesem Augenblick ans Ufer stieß, und die Fragen ein Ende hatten. — Als er wieder allein in seinem Boot stand und auf andere Fährgäste wartete, sagte er, nach der Stadt hinüberblickend: „Du hast wohl viel Reichthum und Glanz, aber tauschen möcht' ich nicht mit dir!" —

3.

Herr Jacob Schweers war nun ein gemachter Mann. Herr Mathias Löning hatte den ganzen Handel in die

Hände ſeines Eidams gegeben und ſich völlig zurückgezogen. Jacob konnte thun und laſſen, was ihn gut dünkte, und der alte Herr ließ ihn gewähren. Er wußte es aber auch, daß in Jacob ein tüchtiger Kaufmann ſteckte, an dem viele ſich ein Beiſpiel nehmen konnten, die ſo zu ſagen, im Comptoir ihres Vaters groß geworden waren; und ſo konnte Herr Mathias ganz ruhig ſein. Es ſchien auch, als wenn das Glück ſich an Jacobs Ferſen heftete; jede Speculation gelang und brachte ihm reichen Gewinn; kein Schiff, das er befrachtet, ging verloren; Wind und Woge geleiteten es ſicher an den Ort ſeiner Beſtimmung; — und ſo mehrte ſich der Reichthum des jungen Handelsherrn von Jahr zu Jahr, und nicht minder ſein Anſehen bei den Mitbürgern. Auch ſeine Familie war reicher geworden. Vier blühende Kinder, der ſchönen Mutter wie aus den Augen geſchnitten, belebten die kurzen Feierſtunden des vielbeſchäftigten Vaters. Die erſten Jahre waren Jacob in einer ſteten Aufregung vergangen; die Neuheit des Ganzen, ſeine Stellung, als einer der erſten Kaufleute; die Aufmerkſamkeit, die man ihm von allen Seiten bewies, die anſpruchloſe Liebe ſeiner Frau, die Kinder, — das alles hatte ihm kaum Zeit gelaſſen, zu ſich ſelbſt zu kommen; er war heiter, fleißig und anregend nach allen Seiten hin, und der Schwiegervater ſegnete die Stunde, wo Jacob die Schwelle des Löningſchen Hauſes überſchritten hatte. Als aber Jacob an ſein Glück, an

ſeine Stellung ſich gewöhnt, da kamen auch die alten quälenden Gedanken wieder, und nun war's aus mit ſeinem Glück, das heißt, mit dem Glück ſeiner Seele. Der leidige Hochmuth ließ ihm keine Ruhe; das Verlangen nach Auszeichnung, nach Würden, vor denen ſeine Mitbürger ſich bücken mußten, ſteigerte ſich mit jedem Tage; und da er gleich früher, dieſe Gedanken tief in ſeiner Seele verbarg, ſo zehrte dieſer ewige Kampf an ſeiner Geſundheit und untergrub ſeine Kräfte zuſehends. Bleich und abgefallen wanderte er umher, und wenn er in ſeinem Comptoir angeſtrengt arbeitete, wie das ſo ſeine Gewohnheit war, dann färbten ſich ſeine blaſſen Wangen mit einer krankhaften Röthe. Im Kreiſe ſeiner Familie verſank er häufig in ein tiefes Nachſinnen, aus dem er erſchrocken auffuhr, wenn man ihn anredete. Die Frau, welche ihren Gatten zärtlich liebte, trug viel geheime Sorge und Angſt um ihn und forſchte ſanft und vorſichtig nach dem Grunde ſeines ſtillen, melancholiſchen Weſens; aber Jacob wich ihr ſtets aus, oder ſuchte ſie freundlich zu beruhigen. „Ich fühle mich ganz wohl," ſagte er dann oft, „nur etwas aufgeregt bin ich, das wird ſich ſchon wieder verlieren; du mußt darum keine Angſt tragen."

Aber es verlor ſich nicht. Der ſonſt ſo kräftige junge Mann ſchlich wie ein Geſpenſt umher, und die Leute ſagten: „Na, dat is ok ball en Kulen vull!"*) —

*) „Nun, das iſt bald eine Grube voll!"

Der Arzt, den man, gegen Jacobs Willen, zu Rathe gezogen, verſchrieb und verſchrieb, aber ſeine Mixturen ſchlugen nicht an; wie konnten ſie's auch? Der Mann wußte ja weder den Grund, noch den Sitz der Krankheit.

In dieſer für Jacob und ſeine Familie ſo trüben Zeit ſtarb einer der Rathsherren der Stadt Bremen; und nach Brauch und Geſetz mußte nach wenigen Tagen ein anderer gewählt werden. „Warum könnte ich nicht gewählt werden?" ſagte Jacob heimlich zu ſich ſelbſt; „ſtehe ich nicht reich und geachtet da? Niemand kann mir etwas Böſes nachſagen, niemand mich einer ungerechten Handlung zeihen!" — Daß er die ungerechteſte aller Handlungen an dem eigenen Bruder begangen, daran dachte er wohl nicht; oder ſie erſchien ihm nicht ungerecht, ſondern nur durch die Verhältniſſe geboten. Ein Menſch, der das Gewiſſen nicht anklopfen laſſen will, hat ja ſtets eine Entſchuldigung deſſen, was er gethan, fix und fertig bei der Hand; aber er vergißt nur eins, daß eine Handlung, die einer Entſchuldigung bedarf, eben keine iſt, die man loben kann.

„Mich ſoll's doch wundern, wen ſie heut' in den Rath wählen," ſagte Herr Mathias zu ſeinem Schwiegerſohn, als ſie Mittags bei Tiſche ſaßen. Jacob antwortete nicht und blickte ſtarr vor ſich hin. Herr Mathias war ſchon an das ſtille, ſchweigſame Weſen ſeines Eidams gewöhnt; er ſeufzte leiſe. „Großpapa," flüſterte der kleine Heinrich dem alten Herrn zu, „Großpapa,

bitt' doch den Papa, daß er Rathsherr wird, da kann er gewiß alles rathen, und wär' viel vergnügter als jetzt." Herr Mathias gab dem Kleinen einen Wink, daß er schweigen und den Vater nicht stören solle. Bekümmert betrachtete der Alte den jungen Mann. Wie zusammengesunken saß er da, wie bleich waren seine Wangen, wie erloschen seine Augen! — Ach, Herrn Mathias wollte das Herz brechen bei der traurigen Erscheinung. — In diesem Augenblick ward es draußen auf dem Flur lebendig. Die Magd trat ein und meldete eine Gesandtschaft des hochweisen Raths. Jacob fuhr in die Höhe; ein brennendes Roth flog plötzlich über seine bleichen Wangen, seine Augen erhielten einen fieberhaften Glanz; er schwankte, er mußte sich an den Tisch halten, um nicht umzusinken. Die Abgesandten traten ein und begrüßten Jacob im Namen des hohen Raths als den neuerwählten Rathmann. Es flirrte Jacob vor den Augen, ihn schwindelte; es hätte nicht viel gefehlt, so wär' er ohnmächtig zu Boden gestürzt. Aber der Mann besaß Gewalt über seine schwache Natur; er faßte sich und hielt sich aufrecht. Mit festem Schritt trat er auf die Abgesandten zu und dankte mit bescheidenen Worten für das ihm bewiesene Vertrauen, und versprach, der ihm gewordenen Ehre würdig zu werden. Jacob schien plötzlich ein ganz anderer geworden zu sein. Eine unsagbar selige Empfindung durchströmte seine Seele und legte sich als heller

Freudenſchein über ſein Geſicht. Die zuſammengefallene Geſtalt richtete ſich ſtraff und kräftig in die Höhe, und das Auge gewann den Ausdruck des feſten Willens, des ſtolzen Selbſtbewußtſeins. Frau und Schwiegervater ſahen ihn befremdet an; ſie wußten ſich dieſe plötzliche Veränderung nicht zu erklären, und fürchteten, daß nach dieſer heftigen, ſeltſamen Erregtheit eine um ſo gefährlichere Abſpannung eintreten werde. Man ſchickte heimlich zum Arzt. Dieſer kam wie zufällig. Er befragte den Kranken, er fühlte nach Puls und Herzſchlag, — aber er fand nichts Sorgenerregendes in der ganzen Erſcheinung, und erklärte zuletzt mit weiſer Miene und noch weiſeren Worten, daß die Kriſis überwunden, daß die Krankheit ſich heute gebrochen, und nunmehr die völlige Geneſung und Rückkehr aller Kräfte mit Sicherheit zu erwarten ſeien. Jetzt war alles beruhigt und überglücklich.

Am nächſten Tage wurde Jacob in ſein neues Amt eingeführt, und ihm zugleich die Function eines Stadtrichters übertragen. So war denn nun ſein Sehnen und Träumen eine Wahrheit geworden! Er ſtand da mit der höchſten Ehre bekleidet, die ein Bürger Bremens je erringen kann. Und hier wollen wir es nicht verſchweigen, daß Jacob ſich's mit einem heiligen Eide gelobte, ſtets treu und gerecht, ohne Anſehen der Perſon, ſein Richteramt zu verwalten. — Er hatte lange nicht an ſeinen Bruder gedacht; jetzt dachte er an ihn, und er

fühlte den Wunsch, ihm etwas Liebes und Gutes zu erweisen; er wollte ihm einige hundert Thaler schenken, aber insgeheim; Klaus sollte es nicht wissen, von wem das Geld komme. Allein wo war sein Bruder? Er hatte ihn seit Jahren nicht gesehen, sich nicht um ihn gekümmert. War er fortgegangen von Bremen, um anderswo sein Glück zu suchen; oder lebte er in Armuth und Verborgenheit in irgend einem Winkel der Stadt? Er wußte es nicht, und konnte es auch nicht erfahren, denn auf welche Weise hätte er sich nach ihm erkundigen sollen? — Er war rathlos, und da er trotz alles Nachsinnens keinen Rath fand, obwohl er erst Rathsherr geworden, so suchte er sich zu beruhigen mit dem Gedanken an die Unmöglichkeit seines Vorhabens, und so ließ er die Sache laufen wie sie lief; das heißt, er that eben gar nichts darin.

Was Jacob mit einem heiligen Eide sich gelobt, sein Amt mit Gewissenhaftigkeit zu verwalten, das hielt er fest und treu. Es konnte niemand über ihn klagen, er schaute weder zur Rechten noch zur Linken, sondern ging den Weg der Gerechtigkeit. Er suchte eine Ehre darin, ohne Parteilichkeit seinen Richterspruch zu sprechen; keiner sollte jemals auftreten können und ihn eines andern zeihen. — Er hatte nun alles erreicht, wonach sein hochfahrender Sinn gestanden, Reichthum, Glanz, Stand und Ehren; er war glücklich, er war zufrieden, und diese Zufriedenheit wurde nicht einmal durch den

Gedanken an ſeinen Bruder geſtört. Er hatte ihn faſt ganz vergeſſen.

Da traf es ſich, daß Jacob mit ſeiner Frau, bei einem Spaziergang in der Oſterthorsvorſtadt, zufällig in die Nähe der Fähre kam, und die Frau den Wunſch ausſprach, einmal nach dem Werder ſich überſetzen zu laſſen. Jacob war ſogleich bereit, ihrem Wunſche zu willfahren und betrat mit ihr das Boot, das ſo eben abgehen wollte. Die Fährgäſte zogen höflich die Hüte ab vor dem Herrn Stadtrichter, er dankte leutſelig. Da traf ſein Blick den Fährmann; ein jäher Schrecken durchzuckte ihn, er erkannte ſeinen Bruder. Gern wär' er wieder zurückgegangen, aber das Boot ſtieß bereits vom Lande ab, er mußte bleiben. Einen Troſt hatte er noch, der Fährmann ſchien ihn nicht zu kennen, denn er blickte ruhig und gleichgültig über die Fährgäſte hin, und achtete dann auf Ruder und Waſſer. Wer ihn aber genau beobachtet, der hätt' es wohl bemerkt, wie ſein Auge verſtohlen über Jacob hinſtreifte und ſeine Lippen ſich feſt zuſammenpreßten.

Während der Fahrt flüſterte die Frau dem Gatten zu: „Jacob, gieb dem Mann ein reichlich Fährgeld; er ſieht ſo ſorgenvoll aus, und hat ein ſo gutes, ehrliches Geſicht.“ Die gute Frau ahnte nicht, daß ſie in das Geſicht ihres Schwagers ſchaute. Jacob nickte und griff ſchon vorläufig in die Taſche, um das Geld zur Hand zu haben, denn es lag ihm daran, nur ſchnell aus dem

Boote fortzukommen. — Als das Schiff anlegte, ſprang Jacob, den andern Fährgäſten vorauseilend, raſch ans Ufer, reichte ſeiner Frau die Hand, und hielt dann mit abgewandtem Geſicht dem Fährmann ein Geldſtück hin. Des Fährmanns Hand zuckte; nicht um alles in der Welt hätte er das Geld nehmen können! Er ſchüttelte heftig mit dem Kopf und ſagte halblaut: „Behalt's nur, Bruder Jacob, ich kann dich ſchon einmal umſonſt überſetzen.“ Damit drehte er ihm den Rücken zu und half den andern Fährgäſten aus dem Boot zu ſteigen. Jacob war zum Tod' erſchrocken; er hatte ſo ſicher gehofft, daß Klaus ihn nicht erkannt, und nun! — Aber er nahm ſich zuſammen und machte ein ganz gleichmüthiges Geſicht. Seine Frau ſchaute ihn erſtaunt an. „Was heißt das mit dem Schiffer?“ fragte ſie, „er nannte dich Jacob und Bruder; biſt du mit dem Manne verwandt?“ Jacob lachte gezwungen laut auf. „Ja gewiß,“ rief er luſtig, „von Adams wegen, denk' ich.“ Dann tippte er mit dem Finger an ſeine Stirn und ſagte leiſe: „Es iſt hier mit dem Manne nicht ganz richtig; ich entſinne mich, davon gehört zu haben.“ „Und da läßt man ihn Fährmann ſein? Da kann er ja ein Unglück anrichten;“ bemerkte die Frau. „Sein Werk auf dem Waſſer ſoll er gut in Acht nehmen;“ warf Jacob leicht hin, „nur wenn er ans Land kommt, läuft manchmal etwas Ungehöriges darunter.“ „Aber er nannte dich Jacob, wie kann er das wiſſen?“ fragte die Frau

aufs neue; Jacob zuckte die Achseln. „Reiner Zufall!“ meinte er gleichgültig; „vielleicht auch hat er meinen Namen einmal gehört.“ — Die Frau beruhigte sich über den wunderlichen Vorfall und dachte bald nicht mehr daran; die Sache war vorbei. — — Bei Jacob aber klopfte das Gewissen an. „Heute hast du deinen Bruder wirklich verleugnet!“ sprach eine ernste Stimme in ihm, „du hast ihn hinterrücks belogen!“ Eine andere Stimme aber erhob sich sofort und antwortete keck: „Du konntest nicht anders; warum nahm der Narr das schöne Geldstück nicht; warf dir den Bruder zu so ungelegener Zeit an den Kopf, und zwang dich zur Lüge? Und wenn wir's genau nehmen,“ sprach die Stimme weiter, „hast du denn nicht die Wahrheit gesagt? Ist er dir nicht wirklich verwandt von Adams wegen? Und ist's nicht auch richtig mit dem Unrichtigsein im Oberstübchen? Würde er das schöne blanke Geldstück verschmäht haben, wenn er nur ein Fünkchen gesunden Menschenverstand in seinem Hirnkasten hätte?“ — Nun, solchen bündigen Auseinandersetzungen gegenüber, konnte der Herr Richter sich schon beruhigen.

Aber es war doch seltsam, wie aus einem halblaut hingeworfenen Worte so nach und nach ein wunderliches Gerede sich zusammensetzte. — So leise Klaus gesprochen, so hatte es doch einer der Fährgäste gehört; und der theilte es den andern mit, und diese erzählten es hie und da, und von hie und da wurde es

wiederum in alle vier Winde geblaſen; und es dauerte nicht lange, ſo hieß es in der ganzen Stadt: der arme Fährmann Klaus ſei des reichen Stadtrichters leiblicher Bruder; und wie das bei ſolchen Dingen zu gehen pflegt, that ein jeder etwas hinzu, was ihm eben einfiel, und ſo kam es, daß man ſich allerlei Ungeheuerlichkeiten erzählte, die ſich zwiſchen beiden zugetragen haben ſollten. Dieſe Gerüchte kamen auch, und wohl nicht ſo ganz zufällig, zu den Ohren des Herrn Mathias Löning, dem es damals manche verdacht hatten, ſich einen Schwiegerſohn, ſo zu ſagen, von der Straße aufzuleſen. Es traf ſich nun prächtig, dem alten Herrn einmal einen Hieb zu geben, unter dem Allerweltsmantel der geheuchelten Theilnahme. Aber der Mann lachte über das alberne Gerede, hinterbrachte es lachend dem Schwiegerſohn und meinte, es ſeien doch wunderliche Liebhabereien der Leute, ſo ungefüge Dinge auszudenken und ſie alsdann für bare Münze auszugeben; denn es kam dem ehrenwerthen Manne nicht in den Sinn, daß auch nur ſo viel Wahres an dem Gerede ſei, wie er Staub im Auge leiden konnte. Jacob lachte bei den Mittheilungen ſeines Schwiegervaters ebenfalls, und war ganz deſſen Anſicht, daß die Sache ſehr lächerlich, wenn auch etwas ärgerlich ſei; man müſſe ſie indeß ſo laufen laſſen, da man nichts darin thun könne. Jacob hatte gelacht, aber ihm war gar nicht lächerlich zu Sinne. Er verwünſchte den Spaziergang nach dem Deiche, verwünſchte

den Einfall ſeiner Frau, ſich überſetzen zu laſſen; aber alles Verwünſchen machte das Gerede nicht ſtumm und die Sache nicht anders. Ein Troſt war es für Jacob, daß das Gerücht noch nicht zu den Ohren ſeiner Frau gedrungen war, und er vermochte auch Herrn Mathias davon zu ſchweigen gegen ſie, — ihre Fragen, ihre ſanften, forſchenden Blicke hätte er nicht ertragen können.

Klaus wußte nichts von dem ganzen Gerede; er, von dem einzig und allein der erſte Anſtoß ausgegangen war, erfuhr nichts davon, was man in der Stadt ſich zuwisperte und zuflüſterte. Die Leute, die er Tag an Tag überſetzte, waren Knechte und Mägde, die zum Melken nach dem Werder gingen und mit ihren vollen Eimern zurückkamen. Die wußten nicht einmal, wie Klaus mit dem Familiennamen hieß; und kümmerten ſich auch gar nicht darum, wer Richter oder Rathsherr der Stadt war, ſie hatten ja nichts weiter davon; mochte er aus Blexum oder Delmenhorſt gebürtig ſein, mochte er Hans, Peter, oder Paul heißen, — ihnen brachte es nichts ein, ihnen zwackte es nichts ab. — Andere Fährgäſte, etwa die, welche in der Stadt wohnten, gehörten zu den Seltenheiten; und ſo war es erklärlich, daß Klaus nichts von all dem wunderlichen Gerede hörte.

Seit dem letzten unvermutheten Zuſammentreffen mit ſeinem vornehm gewordenen Bruder hatte Klaus doch manchmal an ihn gedacht; und die Zeit, wo ſie als Kinder einträchtig zuſammen gelebt, war ihm oft

wieder vor die Seele getreten; auch jener Abend, wo sie vom Pauliklofter aus, die Stadt zuerst angeschaut, und auf dem Rasen ihr einfaches Mahl verzehrt hatten, stand ihm lebendig vor Augen. „Es ist ihm fast so ergangen, wie dem Bauern mit der Sau," dachte er dabei; „der ist freilich, wenn etwas Wahres an der Sache sein sollte, Knall und Fall, und ohne sein Zuthun, Rathsherr geworden; Jacob hat Jahre dazu gebraucht, bis er's erreicht. Aber so wie so — das Glück hat doch das Beste bei beiden thun müssen." — Wenn er so an alles dachte, da überkam ihn manchmal eine Art wehmüthigen Gefühls um Jacob; er konnte es gar nicht fassen, wie ein Bruder den andern so verleugnen und sich nicht um ihn kümmern mochte; wie so nahe Verwandte in einer und derselben Stadt lebten, und doch so eifig fremd an einander vorübergingen, oder sich auch gar nicht sahen. Er war dem Bruder durchaus nicht feindlich gesonnen, er gönnte ihm sein Glück und seine Würden von ganzem Herzen; er wollte auch jetzt nichts mehr von ihm, seit er sein einfaches Brot sich verdiente, um die Seinen ehrlich ernähren zu können; aber daß Jacob ihn so schmählich verleugnete, daß er ruhig in Glanz und Ueberfluß leben mochte, während Klaus sich abmühte von früh bis spät, — das konnte er nimmer zusammenreimen in seinem Kopfe, und darüber kam er auch gar nicht hinweg. Als er seinem Weibe die Begegnung mit Jacob erzählte, und wie dieser ihm ein

großes Geldstück habe reichen wollen, während er sich abgewandt, sagte Lisbeth: „Hast recht gethan, das Geld nicht zu nehmen, und ihm einmal ein klares Wort hinzuwerfen, woran er zu käuen hat. — Uebrigens möcht' ich nicht tauschen mit ihm in deiner Stelle. Du hast's schwer, Tag aus, Tag ein. Du mußt hinaus bei Regen und Sturm; und oft, wenn du dich ein wenig hingestreckt, um auszuruhen, da schreit's vom Werder: „Halawer!"*) und da mußt du auf, und dich ins Boot werfen, um den Rufer herüber zu holen. Ich weiß, es geht nicht anders, wenn du was verdienen willst. Aber kommst du ins Haus, dann findest du auch frohe Gesichter und eine gesunde Kost, bei der du dir den Magen nicht verdirbst; du hörst kein Zanken und Schelten, nur lustig Geplauder und allerhand gespaßige Sachen. Es fragt sich, ob dein Bruder so vergnügt und zufrieden ist, wie wir's sind; Gold und Ehre thun's allein auch nicht." — Und das konnte Klaus nur bestätigen. Wenn er in seinem Boot auf dem Wasser sich treiben ließ, und der Wind in den Weiden am Ufer raschelte, und lange dunkle Furchen über den Strom zog; wenn bei Sonnenuntergang die Fluth wie lauter blankes, flüssiges Gold aussah, und die Stadt in der Ferne wie mit vergoldeten Dächern und Kirchthürmen herüberschaute; wenn er nichts hörte, als das Klatschen und Plätschern des Wassers, und das „Krauw, krauw!" der

*) „Hole herüber!"

Rohrdommel, und das Schwirren der Vögel, die zu Neſte eilten; — dann dacht' er oft, wie's doch ſo herrlich und ſchön in der Welt ſei, und wie das alles gar kein Geld koſte, ſondern jeder es umſonſt haben könne, wenn er's nur haben wolle. — Und wenn ihm Abends die Kinder entgegen ſprangen, eins noch luſtiger, als das andere; eins noch dienſteifriger, als das andere, um des Vaters Geräth zu tragen, und ſich ſo dicht als möglich an ihn zu drängen; da richtete er ſich oft ſtolz und ſtraff empor, ſchaute nach der Stadt hinüber und dachte: „Biſt du auch ſo glücklich in deinem Reichthum, wie ich in meiner Armuth?" —

4.

Ein wunderlicher Zwiſchenfall ſtörte das Glück unſers zufriedenen Mannes. — Ein Melkerknecht hatte aus purem Uebermuth unſerm Klaus eine nagelneue Ruderſtange zerbrochen, und dieſer, ärgerlich darüber, gab dem Burſchen einen derben Verweis. Der aber, ein frecher, maſſiver Geſell, wollte ſich das nicht gefallen laſſen, gab ungefüge Gegenrede, und ſo geriethen beide hart an einander. Das Ende vom Liede war, daß Klaus von dem Zerſtörer die Erſetzung der Ruderſtange verlangte; eine Forderung, die er keineswegs geſtellt, wenn der andere ſich nicht wie ein unverſchämter Grobian gebehrdet hätte. Murrend und fluchend warf dieſer dem Fährmann das Geld vor die Füße und ging davon. Aber er wollte dem Klaus ſchon etwas einbrocken; und

deßhalb ſtachelte er nun alle Melker und Melkerinnen auf, dem Fährmann nicht länger ſo hohes Fährgeld zu geben; indem er behauptete, das ſei von den Bauern nur dem verſtorbenen bewilligt, finde aber auf Klaus gar keine Anwendung. — Solche Einflüſterungen und Hetzereien verfehlen ſelten ihre Wirkung, und wo es ſich darum handelt, dem andern etwas abzuknappen und ſich ſelbſt zuzuſchanzen, da ſind die Menſchen immer ſchnell bei der Hand und gar willfährig. So ging es auch hier. — In den nächſten Tagen erklärte man unſerm Klaus kurz und bündig, daß man nicht geſonnen ſei, das hohe Fährgeld beſtehen zu laſſen; die Hälfte ſei genug, und mehr könne er nicht verlangen. Klaus traute ſeinen Ohren kaum bei dieſer unbilligen Zumuthung. Er wollte und konnte ſich nicht fügen, denn von der Hälfte ſeines bisherigen Verdienſtes Frau und Kinder zu ernähren, war eine Unmöglichkeit. Es wurde hin- und hergeredet, hin- und hergeſtritten, aber man kam nichts weiter; auf beiden Seiten blieb man auf ſeinem Stück, und der endliche Schluß war, daß man die Sache gerichtlich abmachen wolle.

Die Melker gingen zum Stadtrichter und ſetzten ihm aus einander, wie die Sachen ſtänden; daß ſie nicht nöthig hätten, dem jetzigen Fährmann dasſelbe zu zahlen, was ſie dem verſtorbenen bewilligt, und wie ſie nun um des Richters Spruch bäten, das Fährgeld auf die Hälfte herabzuſetzen. — Dem Richter war die Sache peinlich; er fürchtete das Zuſammentreffen mit dem Bruder, aber

er konnte ſich der Verhandlung nicht entziehen. Er hieß die Melker andern Tages wiederkommen, um den Spruch zu vernehmen; er müſſe den Fall von beiden Seiten prüfen. Die Melker gingen. — Jacob ſann hin und her, wie er die Sache ablehnen und einen ſeiner Collegen damit betrauen könne; aber das war ſchwierig und mußte nothwendig zu Erörterungen führen, die ihm unlieb waren. Als er noch darüber nachdachte und zu keinem Entſchluſſe kommen konnte, trat Klaus ein. — Der Mann ſah recht gedrückt und ſorgenvoll aus. O, dieſer Gang war ihm ſchwer geworden, ſchwer wie noch keiner im Leben! Er hatte gemeint, dem Bruder nie wieder zu begegnen, es konnte ja zu nichts Gutem führen, und nun mußte er doch noch einmal über die Schwelle des prächtigen Hauſes ſchreiten! Ja, der Gang war ihm ſauer geworden; aber er hatte Frau und Kinder, er mußte für ſie ſorgen, und ſein gutes Recht ſuchen, damit ſie nicht in Armuth untergingen. Das hatte ihm Muth gegeben, und ſo war er gegangen, und ſtand nun dem Bruder gegenüber.

„Jacob", ſagte er mit bebender Stimme; — bei dem Worte Jacob fuhr der Richter faſt zornig in die Höhe; er war daran gewöhnt, ſich „Herr Richter" nennen zu hören; die vertrauliche Anrede beleidigte ihn, — aber er bezwang ſich und ſagte nichts. „Jacob", begann Klaus von neuem, „ich komme nicht, um dich zu bitten, zu meinen Gunſten zu entſcheiden, wo du es nicht könnteſt;

— hier ſind die Beweiſe meines Rechts, du kannſt nicht anders, du mußt ſie anerkennen.“ Jacob nahm das Papier, das die Vereinbarung enthielt; augenſcheinlich galt dieſe auch für die Nachfolger des Verſtorbenen; und dem Richter war's klar, daß die Melker mit vollem Unrecht Herabſetzung des Fährgeldes beanſpruchten. Aber Jacob dachte an das Gerede der Leute; er fürchtete, wenn er den Spruch zu Gunſten des Bruders fällte, würde man darin eine Beſtätigung des Gerüchts erblicken, daß Klaus wirklich ſein Bruder ſei. Das durfte nun und nimmer geſchehen; er mußte den Leuten beweiſen, daß an der ganzen Geſchichte kein Pünktchen von Wahrheit ſei. — Dieſe Gedanken gingen ihm im Kopfe herum, während er auf das Papier ſtarrte und es aufmerkſam zu prüfen ſchien. — Das Document war ganz in Form Rechtens abgefaßt; nur der Name des Beamten, der es unterzeichnet hatte, war durch einen Zufall etwas verwiſcht; der Beamte war längſt todt, und dies nahm Jacob als willkommene Handhabe, den Spruch zu Ungunſten ſeines Bruders zu fällen.

„Das Papier iſt nicht in Ordnung,“ begann er in ſtrengem Amtston, aber ſeine Lippen zuckten, und das Blatt zitterte in ſeiner Hand. „Das Papier iſt nicht in Ordnung; die Unterſchrift des Beamten iſt verwiſcht, und das iſt ein Fall, der das Ganze null und nichtig macht! Der Beamte iſt todt, er kann keine Erklärung mehr ablegen, ob er die Schrift wirklich unter-

ſchrieben, oder ob ſein Name mißbraucht iſt. Das ſtrenge Recht muß ſeinen Gang gehen; und Kraft meines Amtes als Richter, erkläre ich die Forderung der Kläger als begründet, und ſetze demnach das Fährgeld auf die Hälfte herab!"

Der helle Schweiß war dem Manne, während er ſprach, auf die Stirn getreten, und eine ſeltſame gelbweiße Farbe bedeckte ſein Geſicht. Es war ihm ſchwer geworden, dies ungerechte Erkenntniß; aber er hatte es für eine Nothwendigkeit gehalten. Nun war es heraus und nun war's vorbei! — Doch nein, vorbei war es nicht.

Klaus ſtarrte den Bruder ſprachlos an. Er glaubte nicht recht gehört zu haben; es konnte ja nicht ſein! Aber Jacob zerriß das Papier von oben bis unten, warf es zur Seite und ſagte: „Das Papier iſt null und nichtig, die Melker ſind in vollem Recht!" — Jetzt begriff Klaus, daß er nicht falſch gehört; begriff, daß ſein Bruder einen ungerechten Spruch gefällt habe. Er blickte Jacob wild an, er erhob die geballte Hand und trat dicht an ihn heran. Jacob wich entſetzt zurück; ihm war's, als werde die Fauſt ſeines Bruders ihn gleich an der Kehle packen. Da kam dem gekränkten Manne die Beſinnung wieder; er ließ die Hände ſinken, trat zurück und ſagte in einem ſeltſam klingenden Tone: „Dein ungerechter Spruch wird dich vor Gott verklagen; ſelbſt im Grabe wird er dich nicht ruhen laſſen!" — Klaus verließ mit wankenden Knien das Zimmer.

Jacob ſtarrte ihm mit weitaufgeriſſenen Augen nach. Es packte ihn plötzlich mit Fieberfroſt und Fieberhitze. Es ging ihm im Kopfe wie hundert Kirchenglocken, wie das Brauſen des Sturms, wie das Brüllen empörter Waſſerwogen. Er ſtieß einen gellenden Schrei aus und brach ohnmächtig zuſammen. —

Trauer und Jammer waren Gäſte geworden im Hauſe Jacobs. Der ſtolze, mit Ehren und Würden bekleidete Mann lag im heftigſten Fieber, und in den wilden Phantaſien, die ihn ſchüttelten und rüttelten mit unſichtbarer Rieſenfauſt, kehrte er ſein ganzes Leben zu Tage; und ſein armes ſchönes Weib hörte nun die ſchwerſten Selbſtanklagen aus ſeinem eigenen Munde. Ach, ſie war untröſtlich über ſein Leid, und unſagbar unglücklich über ſein ganzes Leben, das nur eine Kette von falſchem Schein geweſen war! Aber ſie konnte ihn doch nicht haſſen; er war ihr ſtets ein treuer, freundlicher Gatte, und ihren Kindern ein guter Vater geweſen; — ſie konnte ihn nur beklagen, bemitleiden, und grenzenlos traurig ſein. Jacob brachte Wochen lang in Raſerei hin; das Licht des Verſtandes erloſch gänzlich, und unter Verwünſchungen und Gewiſſensqualen gab er endlich ſeinen Geiſt auf.

Die gebeugte Wittwe ließ ihn in aller Stille beſtatten. Die unbewußte, oder vielleicht bewußte Beichte des Kranken war auch zu den Ohren des Hausgeſindes gedrungen, und durch dieſes in die weitere Oeffentlich-

keit; und wer am Hause des einst so geehrten Richters vorüberging, machte heimlich, oder sichtbar das Zeichen des Kreuzes, als wollte er sich vor dem bösen Bann des Hauses schützen. Frau Sophie konnte leicht denken, daß man, unter solchen Umständen, der Leiche ihres Mannes kein ehrenvolles Geleite gab, und deßhalb ließ sie dieselbe in der tiefsten Stille dem Schoß der Erde übergeben. — Sie bestimmte, daß die Geistlichen in allen Kirchen der Stadt für die ruhelose, arme Seele beten sollten, was sie mit hohen Summen ins Werk richtete; denn außer dem Leben und einem guten Gewissen, ist so ziemlich alles, auch das Gebet, zu kaufen. In der Stadt mochte die Frau nicht bleiben; ihr schönes, prächtiges Haus erschien ihr wie ein großer Sarg, sie konnte keine Luft darin finden; ihre Brust war ihr dort wie zugeschnürt, und ihr Herz wie mit einem schweren Stein belastet. Sie verkaufte deßhalb das schöne Gebäude für einen geringen Preis, und schickte sich alsdann an, mit dem alten Vater und den Kindern die Stadt so bald als möglich zu verlassen, um in der Fremde ein unbekanntes, eingezogenes Leben zu führen. — Aber einen Gang hatte sie noch zu thun, eine Pflicht zu erfüllen; das war, den Bruder ihres Mannes aufzusuchen, und gut zu machen, was in ihren Kräften stand.

Tief verschleiert und in dunkle Trauergewänder eingehüllt, schlich sie in der Abenddämmerung zum Osterthore hinaus, nach dem Punkendeiche, wo das Haus des

Fährmanns ſtand. Sie traf Klaus und Lisbeth allein im Stübchen; die Kinder ſpielten draußen, und hatten im Eifer des Spiels die fremde Dame nicht geſehen; ſonſt würden ſie wohl, neugierig wie alle Kinder, als unvermeidliche Arrièregarde hinterd'rein gelaufen ſein. — Klaus erkannte die vornehme Schwägerin ſogleich wieder; ihre ſanften, ſchönen Züge hatte er noch von damals in der Erinnerung, als er ſie mit dem Bruder nach dem Werder überſetzte. Sie machte keine langen Umſchweife, ſondern ſagte, nachdem ſie beide begrüßt, wie ſie erſt ſeit kurzem erfahren habe, daß ſie Verwandte ſeien; und wie ſie es beklage, daß Jacob ihr nicht früher alles mitgetheilt; es wäre alsdann wohl vieles anders und beſſer geworden. Sie wolle aber gut machen, was ſie könne, und Klaus möge nur ſagen, was er begehre; wenn ihm ein Haus mit einem Garten recht ſei, ſo ſolle es ihm werden, denn an Mitteln fehle es ihr nicht. Klaus aber lehnte das ab, und meinte, wenn nur der ungerechte Spruch ſeines armen Bruders in einen gerechten umgewandelt würde, damit ihm das früher beſtimmte Fährgeld bliebe, dann ſei er zufrieden und mehr verlange er nicht; er ſei jetzt an das Fährmannsleben gewöhnt, und tauge nicht mehr dazu, etwas Neues anzufangen. — Die Wittwe bedachte ſich eine Weile, dann ſagte ſie: „Gut, dafür kann ich ſchon ſorgen. Das unglückliche zerriſſene Papier habe ich gefunden und aufgehoben. Ich werde es dem neuen Stadtrichter

zuſtellen, und das Weitere mögt Ihr getroſt erwarten. Aber damit allein dürft Ihr mich nicht fortſchicken. Euer Bruder war mein, vor Gott und den Menſchen, mir angetrauter Ehegatte, ich hab' ihn lieb und werth gehalten; deßhalb muß ich ſühnen, was er Uebles gethan an Euch, wenn auch nur in etwas; darum kann ich nicht ſo fortgehen. Habt Ihr denn keine Kinder, Bruder?" — Ach, wie that dem armen Klaus dies Wort ſo wohl aus ſchönem Munde! — „Bruder!" — Ihm war's, als hätten die Engel es vom beſtirnten Himmel herabgeſungen. Er war in ſo ſtillen, ſanften Gedanken verloren, daß er gar nicht daran dachte, zu antworten, ſondern wie verzückt in die thränenfeuchten Augen der vornehmen Frau ſtarrte. — Lisbeth gab ſtatt ſeiner die Antwort, indem ſie der Fremden erzählte, daß ſie ſechs geſunde Kinder hätten, zwei Mädchen und vier Jungen; der älteſte Junge ſei ſchon zwölf und der jüngſte drei Jahr' alt; jener heiße Klaus, dieſer aber nach dem Großvater und dem fremden Onkel, Jacob. Es ſei damals, bei der Taufe ſo ein wunderlich weichmüthiges Weſen über ihren Mann gekommen, und da hab' er den Namen beſtimmt. Die Wittwe ſeufzte ſchwer auf; dann gab ſie der Frau die Hand und ſagte: „Nun denn, wenn Ihr nichts für Euch wollt, ſo nehmt es für Eure Kinder; laßt ſie gut unterrichten, und erzieht ſie zu rechtſchaffenen und wahrhaftigen Menſchen, die allen Schein meiden; dann wird der Segen Gottes und die Achtung der Menſchen

mit ihnen ſein!“ — „Amen!“ ſagte Klaus, als wär' er in der Kirche, und hätte eben eine ſchöne, eindringliche Predigt gehört. — Frau Sophie legte eine ſchwere Goldrolle auf den Tiſch, reichte beiden die Hände und ſagte ihnen ein Lebewohl. — Als ſie in der Dunkelheit fortging, begleitete Klaus ſie bis an das Oſterthor; denn draußen war's für den Unbekannten ſchwer, ſich zurechtzufinden. Sie drückte ihm beim Abſchiede noch einmal die Hand und bat ihn, des Bruders nicht in Haß zu gedenken. Das verſprach er ihr mit Hand und Mund, und ſo ſchieden ſie von einander.

Nach einigen Monden wurde das Haus Jacobs von dem Käufer bezogen. Dieſer hatte alles noch prächtiger herſtellen und manche koſtſpielige Veränderung darin einrichten laſſen, ſo daß es ein lautes Gerede in der Stadt gab von all der Koſtbarkeit und Pracht darin. Aber ſeltſam, der neue Bewohner hatte es nur wenige Wochen innegehabt, da gab es ein Gemunkel und Gewisper und Geflüſter, daß es in dem ſchönen Hauſe gar nicht zum Aushalten ſei; denn der Geiſt des verſtorbenen Richters gehe darin um, und ſtöre und erſchrecke Herrſchaft und Geſinde. — Trat der Hausherr, oder die Hausfrau ins Wohn-, oder ins Geſellſchaftszimmer, ſo ſaß oft der Verſtorbene in die Ecke des Sopha's gedrückt, oder er ſtand am Fenſter und ſchaute hinaus auf die Straße; und wenn die Eintretenden laut aufſchrien vor Entſetzen, dann ſah er ſie mit dem todtenfahlen Geſichte ganz

traurig an, daß es ihnen durch Mark und Bein ging. So ſtand, oder ſaß die Geſtalt eine Weile, dann wogte es wie ein leichter Nebel im Zimmer, und die Erſcheinung war verſchwunden. War der Hausherr Abends im Comptoir beſchäftigt, eifrig ſchreibend, rechnend, oder leſend, — da ſeufzte es ſchwer auf in ſeiner Nähe, und wenn er erſchrocken umſchaute, ſo ſtand Jacob hinter ihm und ſah ihn ſo ſchwermüthig an, wie ein Todtkranker. Der Hausherr hatte dann nichts Eiligeres zu thun, als aus dem Zimmer zu ſtürzen, um dem ruheloſen Geiſt zu entfliehen; aber es währte ſtets eine geraume Zeit nach einer ſolchen Erſcheinung, bis er den heftigen Schrecken überwinden konnte. — Kam die Köchin in den Keller, um dies oder jenes heraufzuholen, ſo polterte und klinkerte es bei den Weinflaſchen, und wenn ſie hinſah, ſo nahm der verſtorbene Richter eine Flaſche nach der andern und hielt ſie gegen das Licht, als ſei er dazu beordert; ſchreiend flog die Köchin die Treppe hinan, und keine Macht der Welt konnte ſie in dem Hauſe feſthalten. Sie kündigte ſofort ihren Dienſt auf, und ſagte der Herrſchaft, daß ſie ſich wohl bei lebenden Menſchen vermiethet habe, aber nicht bei geſtorbenen. Ging der Kutſcher in den Stall, um nach den Pferden zu ſehen, ſo ſtand der traurige Gaſt an der Krippe, und warf den Thieren Futter auf, oder ſtreichelte den Apfelſchimmel, den er früher ſelbſt geritten, und den der jetzige Hausherr von der Wittwe Jacobs gekauft hatte. Und ſo

war kein Ort im Hause sicher vor dem umgehenden Geiste, und es gab ein ewiges Fürchten und Entsetzen in den unglücklichen vier Mauern.

Da kam eines Tages ein grundgelehrter Mönch zu dem Hausherrn; der schloß sich Stunden lang mit diesem ein, und die beiden hielten eine leise, aber eifrige Zwiesprache mit einander. Der Mönch, hieß es, war lange Zeit in einem Kloster im Orient gewesen, hatte das heilige Grab besucht, und in vielen alten gelehrten und tiefsinnigen Schriften gelesen und geforscht. Er verstand gar viel von übernatürlichen Dingen, die ein gewöhnlicher Menschensinn nicht begreift, und besaß daher auch die Macht, die ruhelosen Geister zu bannen. Dieser Mann schritt nun mitten in der Nacht durch alle Räume des Hauses, murmelte seltsame, fremd klingende Worte, und machte noch seltsamere Zeichen dazu. Das trieb er viele Nächte lang, und wenn er Morgens vor dem Hausherrn erschien, sah er ganz blaß und erschöpft aus; und die Leute sagten dann, er habe sich mit dem bösen Geiste so abgekämpft, der wolle sich nicht bannen lassen und keinen Meister über sich erkennen. — Eines Tages aber ging es wie ein Lauffeuer durch die Stadt: der Geist habe seinen Meister gefunden und sei gebannt. Und das hatte wohl seine Richtigkeit; denn in der nächsten Nacht, so erzählte man sich's überall, — brachte der Mönch den Widerstrebenden in eine festverschlossene Kutsche mit vier schwarzen Rossen bespannt, stellte sich auf den Kutschenschlag und verwandte keinen

Blick von dem Geiſte darinnen, damit dieſer gebannt bleibe. So ging es vorwärts durch die dunkle Nacht. In der Nähe des Rathhauſes ließ ſich ein lauter Ruf aus der Kutſche vernehmen, der klang ganz deutlich: „Wehe dem ungerechten Richter!“ Und wie im Sturmwind raſſelte nun der ſchwarze Wagen über Stock und Stein, aus dem Oſterthore hinaus, das von ſelbſt aufſprang, und klirrend wieder ins Schloß fiel. Und immer weiter ging die ſeltſame, unheimliche Fahrt, bis in die ſogenannte Pauliner Wiſch. — Hier zog der Mönch einen weiten Kreis, machte wunderliche Zeichen und murmelte fremde Worte; ſtreckte dann die Rechte gegen die Kutſche aus und beſchrieb das Zeichen des heiligen Kreuzes. Mit einem furchtbaren Knall ſprang die Wagenthür auf, und ein dumpfes Heulen und Wehklagen erfüllten die Luft. Die Kutſcher, welche die Pferde lenkten, hörten das alles wohl, aber den gebannten Geiſt ſahen ſie nicht in der Dunkelheit. Gegen Morgen fuhr die Kutſche wieder in die Stadt; die Rappen pruſteten noch wild und ſchüttelten ſich von der ſchweren Anſtrengung; die Kutſcher ſahen bleich aus, wie der Tod; aber der Mönch ging ruhig neben dem Wagen her, und ſeine Stirn war hell und ſeine Lippen waren feſt und ſelbſtbewußt auf einander geſchloſſen, als wollte er ſagen: „Den hätten wir!“ — Von dieſem Tage an war alles wieder ruhig in dem Hauſe Jacobs; die Bewohner desſelben konnten ungehindert in alle Gemächer treten, ohne daß ſie zu fürchten

brauchten, der traurige Gast starre ihnen aus jedem Winkel entgegen; und die guten Bürger der Stadt gingen nun, wie vor Jahren, an dem Hause des Richters vorüber, ohne ein Kreuz zu schlagen.

Die schöne Wittwe Jacobs hatte Wort gehalten. Das zerrissene Document war dem neuen Richter eingehändigt, und von demselben, als zu vollem Rechte bestehend, erklärt und bestätigt worden; da der etwas verwischte Name des Beamten durchaus kein Grund zur Antastung sei. In Folge dessen ging den auffetzigen Melkern die kurze Weisung zu, nach wie vor, das einmal bestimmte Fährgeld zu zahlen und dem Fährmann keinerlei Widersetzlichkeiten zu bereiten, was ein gerechtes Gericht werde zu ahnden wissen. — So war denn aus der bösen Saat, die für Klaus gesäet worden, die Frucht eines dauernden Glücks hervorgewachsen, und der gute Fährmann konnte für sich und die Seinen ruhig in die Zukunft schauen.

5.

Wir könnten hiemit füglich schließen, denn alles hat seine Erledigung gefunden. Allein die Sage will durchaus nicht von dem gebannten Geiste lassen, dem sie seinen Platz in der niedern Wisch angewiesen, wo er mit einem Siebe das Wasser aus einem weiten Sumpfe schöpfen und alle Grashalmen auf dem unermeßlichen Raume zählen soll; nur erst, wenn das geschehen, wird Gott, der Herr, ihm die Ruhe im Grabe schenken. — Nun,

da möchte der arme Geist schöpfen und zählen bis zum jüngsten Tage, er hätte doch nicht ausgeschöpft undausgezählt, und mit der Ruhe im Grabe dürfte es gute Wege haben.

Die Melker und Melkerinnen, wenn sie durch die Wisch gingen, sahen oft um die Abendzeit, oft auch am hellen Tage den Geist dort sein wunderlich Wesen treiben, wie er das Gras zählte und nie zu Ende kam, und das Wasser ausschöpfte, das flugs wieder durchs Sieb lief. Sie machten weite Umwege, wenn sie den unheimlichen Gast aus der Ferne erblickten, und wer es nicht nöthig hatte, der vermied den verrufenen Ort. — Eines Tages aber hieß es plötzlich: der Geist sei fort aus der Wisch, obgleich das Gras noch nicht gezählt und der Sumpf noch nicht ausgeschöpft; der Geist sei fort, es erblicke ihn niemand mehr, und das Wimmern und Wehklagen, das man so oft vernommen, sei völlig verstummt. Und die Leute athmeten hoch auf, und dankten ihrem Schöpfer, daß sie nun ruhig und ohne Entsetzen über die Wisch gehen konnten, und nicht zu fürchten brauchten, daß hier, oder dort, der unheimliche Gesell plötzlich auftauchte und seine traurige, nutzlose Arbeit trieb. — Wie er übrigens fortgekommen, das wußte natürlich niemand; das weiß auch die Sage nicht, — daß er aber fort war, das betheuerten alle, und die Sage bestätigt es. — Wo war denn nun der Geist geblieben? Die Sage giebt uns hier Auskunft.

Es war an einem schönen Sommerabend, als Klaus

müde und abgespannt von des Tages Last und Hitze zu Hause kam, wo Frau Lisbeth, wie gewöhnlich, das Abendbrot bereit hielt. Aber Klaus schien heute keinen Appetit zu haben; er ließ das Essen unberührt stehen und blickte still und nachdenkend vor sich hin. „Fehlt dir etwas?" fragte seine Frau besorgt, „oder thut's die Hitze, die dir den Appetit verdirbt?" „Das wohl nicht," erwiderte der Mann etwas zögernd, „siehe, ich kann's doch nicht bei mir behalten, es würd' mir sonst das Herz abdrücken. Mir ist gar Wunderliches heut' passirt, und das läßt mich nicht essen." Die Frau sah ihn fragend an, jener fuhr fort: „Als ich gegen sieben Uhr mit dem vollen Boot nach dem Werder rudern wollte, hatte ich die Leute nicht einzeln einsteigen sehen; ich schnitzte noch etwas an meinem neuen Ruder, und mußte mich erst rufen lassen. Da, während der Fahrt, bemerkte ich einen Mann unter den Fährgästen, den ich nicht kannte; das konnte mich nicht kümmern, denn ich kenne viele nicht, die ich übersetze. Aber es war so seltsam, daß der Mann den Hut ganz über die Augen gezogen hatte, so daß man kaum die Nasenspitze sah; auch fiel mir's auf, wie alle Fährgäste nach und nach von ihm fortrückten, so daß er ganz allein da saß. Uebrigens kümmerte mich auch das nicht weiter. Als ich aber am Werder anlegte und mein Fährgeld in Empfang nahm, fuhr der Fremde wie ein Sturmwind an allen vorüber, und als er aus dem Boot sprang, sagte

er mit einer dumpfen, heiſern Stimme: „Kannſt den Bruder ſchon umſonſt überſetzen.“ Und nun war's, als wenn ein Wirbelwind ihn faßte, er drehte ſich im Kreiſe herum und fuhr vor meinen Augen in die Erde hinein. Sieh, Lisbeth, nun wußt' ich, wer der Fremde war; mein armer Bruder, der keine Ruhe finden kann im Grabe, und umgehen muß auf Erden, vielleicht bis zum jüngſten Tage.“ „Gräm' dich nicht zu ſehr darum,“ bat Lisbeth, „es iſt freilich ſchrecklich; aber wir tragen ja keine Schuld daran, und ändern können wir's auch nicht. Sieh, ich denk', der liebe Gott iſt barmherzig; er wird der armen Seele wohl ihr Ziel geſteckt haben. Wir aber wollen jeden Abend für ihre Ruhe beten.“ Klaus nickte beiſtimmend, dann ſagte er bekräftigend: „Ja, Lisbeth, das wollen wir, und auch die Kinder ſollen für ihren armen Ohm beten.“ „Eins jedoch mußt du mir zu Liebe thun,“ begann die Frau aufs neue. „Und was denn?“ fragte der Mann. „Thu' die Augen auf und ſchau' deine Fährgäſte ſcharf an, wenn du ſie vom Werder auf hier bringſt;“ ſprach Lisbeth weiter, „und wenn der dazwiſchen, den du jetzt kennen wirſt, ſo heiß' alle Leute wieder ausſteigen, mach' dreimal das Kreuzzeichen über das leere Boot, — da bleibt der zurück, der den Bann gebrochen. So hat mir's mein Vater geſagt, und du weißt, der verſtand ſich auf ſolche Dinge. Und dann noch eins: wenn die Melker heim ſind, — und ſpäter als um acht Uhr, geht keiner zurück — und es ruft

vom Werder: „Hal—awer!“ ſo rühr' dich nicht vom Fleck, denn der ruheloſe Geiſt könnt' dich auf dieſe Weiſe überliſten und du brächteſt ihn in deiner Argloſigkeit wieder auf hier. Iſt er einmal drüben, ſo mag er dort bleiben, und unſere Ruhe hier nicht ferner ſtören. Das Weitere wollen wir dem anheimſtellen, der alles lenkt und einrichtet.“

Wie Lisbeth ihm gerathen, ſo that Klaus in der Folge. Fand er den unheimlichen Fremden im Boote, wenn er vom Werder zurückfahren wollte, ſo hieß er alle hinaustreten, machte dreimal das Zeichen des heiligen Kreuzes über das leere Schiff, und der Fremde, der zurückblieb, verſchwand vor ſeinen Augen wie ein leichter Nebel, in den der Wind hineinbläſt. — Und wenn des Abends, vorzüglich bei ſtürmiſchem Wetter, der heiſere Ruf vom Werder erklang: „Hal—awer!“ — da rührte Klaus kein Ruder mehr an, band ſein Boot um ſo feſter an den Pflock, und ließ den unheimlichen Ruf ſo lange über die Wogen dringen, bis er von ſelbſt verſtummte. — Viele Jahre nach Klaus' und Lisbeths Tode, als die Fähre längſt in fremde Hände übergegangen war, hörte man noch oft das heiſere: „Hal—awer!“ beſonders an Sturmabenden, in Sturmnächten; aber der verſtändige Fährmann rührte ſich nicht von der Stelle, ſagte geheimnißvoll zu den Seinen: „De Hal—awer roppt all wedder!“*) und ſprach alsdann ein leiſes Gebet für die arme Seele.

*) „Der Hol—über oder Hol—herüber ruft ſchon wieder!“

5.

Gerd Geeloge.

5.

Gerd Geelage.

Es iſt nun ſchon viele Jahre her, als an einem Sonntagmorgen ein ſchmuckes junges Paar die Domkirche zu Bremen verließ, und den Weg nach der Marterburg einſchlug, einer ſchmalen, abſchüſſigen Gaſſe, die von der Oſterthorſtraße nach der Holzpforte führt. Die beiden jungen Leute gehörten den niederen Ständen an, das ſah man an dem Stoff und Schnitt ihrer Kleider, wie an dem ganzen, etwas befangenen Auftreten. Um die friſchen rothen Wangen aber und um die klaren, glänzenden Augen hätte ſie wohl mancher beneidet, der Sitz und Stimme in den vornehmen Kreiſen hatte. — „Nun, was meinſt du denn, Marthe," flüſterte der junge Mann ganz leiſe, damit es bei Leibe keiner der Vorübergehenden hören möchte, „ſollte dein Vater heute wohl in guter Laune ſein, daß ich meinen Antrag machen könnte?" Das Mädchen blickte ſcheu um ſich, ob man ſie auch belauſchte, dann antwortete ſie noch leiſer als jener: „Ich weiß nicht, Andres, was dem Vater ſeit einigen Tagen im Kopf umgeht; wenn ich von dir aufnenne, wird er verdrießlich, und wenn ich mit der Tante davon rede, daß du nun dein eigen Werk treiben könnteſt, und wie ſchön

es doch sei, so für sich zu arbeiten, und nicht immer den Gesellen zu spielen, dann heißt er mich schweigen, oder meint, ich könne etwas Besseres reden." „Das ist so seine Weise;" warf der junge Mann leicht hin, „er war nie sehr freundlich gegen mich; wie er das gegen keinen ist, selbst gegen dich nicht, Marthe; aber er weiß doch, daß ich ein rechtschaffener Mensch bin, und daß mein Handwerk uns beide ernähren kann. Was sollte ihm denn im Kopf umgehen, das ihn besonders feindlich gegen mich stimmte?" „Ja sieh, Andres, das weiß ich nicht, und bring's auch nicht heraus;" sagte das Mädchen bedrückt. „Ei was, du siehst Gespenster bei hellem Tage!" lachte jener, „ich will's d'rauf wagen; wir sind ja einig, die Tante ist's mit uns, und das Uebrige soll sich schon fügen. — Daß du's nur weißt, nach Tische komm' ich, wenn dein Vater sein Schläfchen gehalten hat." — Marthe antwortete nicht, denn sie waren jetzt bei ihrem Häuschen angelangt, und das Mädchen sah, wie der Vater zum Fenster herausschaute und ein ganz bitterböses Gesicht machte. — Flüchtig grüßte sie den jungen Mann und eilte ins Haus.

„Was hattest du wieder so angelegentlich mit dem Schmied zu schwatzen?" fragte der Vater, als das Mädchen ins Zimmer trat. „Ich bin mit ihm aus der Kirche gekommen," sagte Marthe kaum hörbar, denn um alles in der Welt hätte sie keine Unwahrheit gesagt. „So, und was weiter?" herrschte jener sie an. „Er

will heut' Nachmittag zu Euch kommen, Vater," beichtete das Mädchen, „und er hat gesagt, er habe mit Euch zu reden." Mehr konnte sie nicht herausbringen; aber an der Purpurgluth ihres Gesichts merkte jener es wohl, was der Andres mit ihm zu reden haben mochte. Er fragte auch gar nicht weiter, sondern wandte sich kurz ab, setzte sich in seinen Lehnstuhl und zog den langen Schirm seiner Lederkappe tief über die Augen, ein Zeichen, daß er nicht gestört sein wollte.

Der Mann mit der großen Lederkappe, der so mürrisch vor sich hinblickte, war eine wichtige, aber höchst unliebsame Persönlichkeit im Bremischen Staate. Er bekleidete nämlich das Amt eines Armen- oder sogenannten Bettelvogts, der mit allen Sinnen darüber wachte, daß kein Armer die Hand ausstreckte und um eine Gabe bat. — Nun das hatte von der einen Seite sein Gutes, denn Ordnung und Gesetz mußten sein, um dem übermäßigen Betteln und der Tagedieberei zu steuern. Von der andern Seite aber hatte die Sache etwas Gehässiges, da der mit der Aufsicht betraute Mann fast immer über seine Grenzen hinausging, und that, was gar nicht seines Amtes war; und das auf eine so zur Schau getragene Art, welche deutlich bewies, daß es ihm eine rechte Freude machte, den Bettler zu fassen und einzustecken, oder dem armen Handwerksburschen, der einmal fechten ging, weil es ihm an Geld, oder an Arbeit mangelte, so ohne weiteres das Halseisen anzulegen, und ihn auf

offenem Markte dem Anblick der Menge bloßzuſtellen. — Daher hatte den Mann auch niemand gern, weder der Bettler, noch der Bürger; jeder ſcheute ihn und ging ihm, wenn's ſich thun ließ, ſchon drei Schritt aus dem Wege.

Der Name dieſes wunderlichen, amtswüthigen Mannes war nach dem Kirchenbuche: Gerhard Loge; allein der Volkswitz hatte längſt einen andern daraus gemacht, wozu einſt ein beſonderer Vorfall Veranlaſſung gegeben. — Auf offenem Markte nämlich, und Angeſichts einer übergroßen Volksmenge, war unſerm Gerhard Loge ein feſtgenommener Vagabund unter den Händen entwiſcht, und zwar in dem Augenblick, als er gnädiglich ins Halseiſen geſteckt und dem gaffenden Volke, das ſich an ſolchen häßlichen Schauſpielen weidlich erbaute, gezeigt werden ſollte. — Der Vagabund, ein durchtriebener Gauch, und dazu von kräftigem Körperbau, wußte ſeinen Vortheil abzupaſſen, indem er dem Armenvogt mit einem gewaltigen Schlage das Halseiſen aus der Hand ſchlug, daß es dem erſchrockenen Mann ins Geſicht fuhr und ihm Hören und Sehen verging; der Schalk aber entſprang und vermöge ſeiner raſchen und langen Beine hatte er ſchon das Weite gewonnen, als Gerhard Loge ſich noch den Kopf hielt. Das Volk lachte über den köſtlichen Einfall des Attentäters, gönnte dem argen Vogt Schlag und Schreck von Herzen, und machte, wie das bei ſolchen Gelegenheiten in der Regel zu gehen pflegt, gar keine Miene, dem Entſprungenen nachzulaufen,

um ihn dem Herrn Bettelvogt zu beliebigen Maßnahmen zu präſentiren. Dieſer aber rief ergrimmt aus: „Was ſteht ihr Tölpel da und lacht, und rührt euch nicht von der Stelle, um dem Lump nachzuſetzen?“ Und er ballte die knochige Hand zur drohenden Fauſt; „reſpectirt ihr ſo Geſetz und Recht, und den Herrn Camerarius dazu?“ „Hoho!“ ſchallte es ihm entgegen, „wir ſind des Armenvogts Büttel nicht, die auf Kommando apportiren. Und was den Herrn Camerarius betrifft, ſo geſchieht wohl manches unter der Sonne, wovon er nichts weiß, und das er nicht gut heißen möchte. Geht, und fangt Euren Deſerteur ſelbſt wieder ein, wenn Ihr's könnt; auf uns braucht Ihr in ſolchen Stücken nicht zu rechnen.“ — Und lachend, ſcheltend und ſpottend verlief ſich das Volk und ließ den verhöhnten Mann mit ſeinem Grimm und Zorn und dem leeren Halseiſen dazu, auf dem Markte ſtehen. Der wußte nun nichts Beſſeres zu thun, als ſich aufzuraffen, dem Entſprungenen auf eigene Fauſt nachzuſpüren, und als er begriff, daß der längſt über das Weichbild der Stadt hinaus war, kleinlaut und ingrimmig in ſein Haus zurückzukehren.

Aber die Sache lief doch nicht ſo ganz ohne üble Folgen für ihn ab. Der Aerger hatte ſich ſo in den wüthigen Menſchen hineingefreſſen, daß er wie im Handumdrehen krank ward, und eine lange Zeit an der Gelbſucht danieder lag. Das waren Höllentage für ſein armes Eheweib, das ohnehin ſo viel Laſt mit dem un-

liebenswürdigen Manne zu tragen hatte. Die sanfte, stille Frau konnte dem bösen, ungeduldigen Kranken nichts recht machen, und für alle Mühe und Pflege waren nur Scheltworte und mürrisches Wesen ihr Lohn. Als der arge Mensch genesen war, und seinem gewohnten Geschäfte wieder nachging, hatte die Krankheit ihm ein wunderliches Zeichen zurückgelassen. Das Weiße im Auge nämlich, war gelb geblieben, und blieb es auch Zeit seines ganzen Lebens; und der Volkswitz, der sich so etwas nicht leicht entgehen läßt, und nach den Umständen, auch seinen Spott damit treibt, nannte den verhaßten Armenvogt von nun an: Gerd*) Geeloge.**) Diese Benennung bürgerte sich bei dem Volke so rasch ein, daß der Betreffende sich dessen nicht erwehren konnte, und nachgerade selbst sich daran gewöhnte, so daß er am Ende zu dem Glauben kam, er habe von jeher nicht anders geheißen.

Die gequälte Frau war nun schon seit Jahren todt, und Gerhard hatte eine ältere Halbschwester zu sich genommen, die ihm den Haushalt führte und sein Töchterchen Marthe erzog. Jungfer Wobeta war eine gute, brave Seele, und nahm sich des Mädchens mit wahrhaft mütterlicher Liebe an. Dem Bruder gegenüber war sie fest und bestimmt, und die Einzige, die ihn nicht fürchtete,

*) Abkürzung von Gerhard.

**) Gelbauge.

ſondern ihm manchmal den böſen, heftigen Kopf auf dem Rumpfe zurechtſetzte. „Mich jagſt du nicht ins Bockshorn," ſagte ſie oft, wenn mit ihm kein Auskommen war; „und mit mir ſpielſt du nicht, wie die Katze mit der Maus. Du biſt von klein auf ein boshafter Strick geweſen, den nur der Stock in Reſpect hielt; es ſollte mir einfallen, dir jetzt in deinen alten Tagen die weiche Seite zu geben! Wär's nicht um die Marthe, die ein ſo liebes Kind iſt, wie du es gar nicht vom lieben Herrgott verdienſt, — ich bliebe keine Nacht unter deinem unfriedlichen Dache." — Solche Reden brachten den wunderlichen Mann in der Regel für eine kurze Zeit etwas zur Ruhe, allein der alte Adam kam bald genug wieder zum Vorſchein, und ſo war ſelten Frieden im Hauſe. —

Einen ſolchen unliebenswürdigen Kauz nun wollte der junge fleißige Schmied Andres heute bitten, ihm die Tochter zum Eheweibe zu geben. Und er hielt Wort, und trat richtig zur angeſetzten Zeit ins Haus, geſtriegelt und gebügelt, wie es einem anſtändigen Freier zukommt. Mit kurzen, aber herzlichen Worten ſprach er ſeinen Antrag aus; erwähnte ſo beiläufig, wie er und Marthe ſchon als Kinder ſich gern gehabt, wie er dieſe Neigung mit in die Fremde genommen und wieder heimgebracht; wie er von älterlicher Seite auch nicht ohne Mittel, und nun Meiſter geworden ſei, wo es ihm an Arbeit nicht fehlen könne, da er ſein Werk verſtehe und gern arbeite.

Und was die Marthe betreffe, die ſei ihm ja auch gewogen, und würde gern ſein Weib werden, wenn der Vater nichts dawider habe. — Gerhard hatte den jungen Mann ruhig ausreden laſſen, obwohl ſein Hin- und Herrücken auf dem Stuhle bewies, daß ihn die Sache langweile, oder ihm nicht anſtehe. Als jener geendet, ſagte er in einem gleichgültigen Tone: „Ja, das iſt alles ſchon gut, und ginge auch wohl, aber es geht eben nicht; denn kurz von der Sache zu reden, meine Marthe iſt ſo gut wie verſprochen, und aus dem Grunde hättet Ihr Euren Antrag ſparen können.“ Andres ſchaute dem Manne ganz verdutzt ins Geſicht. „Verſprochen?“ brachte er endlich heraus, „verſprochen? Und Marthe, weiß ſie davon?“ „Ich hätt's freilich nicht nöthig, Euch Rede zu ſtehen,“ entgegnete Gerhard ſpöttiſch lächelnd, „allein da's Euch ſo nahe angeht, ſage ich Euch dies: ein Vater muß ſtets am beſten wiſſen, was ſeines Kindes Glück ausmacht, und da hab' ich in meiner Weiſe dafür geſorgt; und die Marthe iſt ein gehorſames Kind, ſie wird mir ſchon folgen und thun, was ich für gut halte.“ — „Nachbar, das wird nie geſchehen!“ fuhr Andres auf, „die Marthe hat ſo gut ihren Willen als Ihr; gutwillig nimmt ſie keinen andern, und zwingen könnt Ihr ſie nicht.“ „Das fragt ſich, ob ich das nicht kann!“ brauſte jener auf, „und kurz und gut, Ihr bekommt das Mädchen nicht! Ich hab' einen andern Freier, der mir beſſer anſteht, und damit baſta!“

Aber Andres ließ ſich nicht ſo leicht abweiſen; er pochte auf ſeine Liebe zu dem Mädchen, und auf des Mädchens Liebe zu ihm, und meinte, wie doch eine gegenſeitige Liebe die Hauptſache bei einer Ehe ſei. Er ward heftig und hitzig in ſeinen Aeußerungen, mehr als gut war, und ſo forderte ein Wort das andere heraus; und Gerhard blieb ihm an auffahrendem Weſen und an beleidigenden Worten nichts ſchuldig; ja er ging, um den jungen Mann zu kränken, zuletzt ſo weit, daß er das Schmiedehandwerk ein rohes und gemeines Metier nannte. Dadurch brachte er den Meiſter Andres nun ſo in den Harniſch, daß derſelbe ſich ganz und gar vergaß, und wiederum dem Nachbarn den verächtlichen Stand eines Armenvogts vorwarf und mit den Worten ſchloß: „Ich danke meinem Herrgott, daß mein Vater ein Handwerker war, und kein Bettelvogt, wie Ihr ſeid, den alle Welt haßt, und keiner achtet.“

Nun war das Signal zum Ausbruch des Zorns und der Wuth gegeben. Wie zwei ergrimmte wilde Thiere ſtanden die Männer ſich gegenüber; die knochige Hand Gerhards erhob ſich zum Schlage, und auch die Fauſt des andern ſtreckte ſich drohend aus. Wer weiß, was geſchehen, wenn in dieſem Augenblick die Tante Wobeta nicht ins Zimmer geſtürzt und zwiſchen die heftigen Männer getreten wäre. „Seid ihr denn ganz von Gott verlaſſen, daß ihr wie ein paar wüthige Beſtien auf einander losfahren wollt?“ ſchalt ſie im gerechten Zorn, „daß ihr

ſo ſchreit und tobt, daß die Leute auf der Straße hören können, um was es ſich zwiſchen euch handelt? Schämt Euch Andres, dem Vater Eurer Liebſten ſo gegenüber zu ſtehen! Und du, Gerd, was haſt du nur wieder angezettelt, daß du den ſonſt ſo verſtändigen jungen Mann in dieſe Wuth hineintreibſt?" — Es kam jetzt zu Erklärungen und Anklagen von beiden Seiten, und als die Tante alles ruhig angehört hatte, ſagte ſie: „Wenn einem jeden von euch das Handwerk des andern nicht genehm iſt, ſo wird er wohl thun bei dem ſeinen zu bleiben, und um des andern Werk oder Amt ſich nicht zu kümmern; darüber braucht man kein Wort mehr zu verlieren. Was aber haſt du gegen den Meiſter Andres? — Kann die Marthe einen beſſern Mann bekommen und ein ſicherers Brot dazu? — Handwerk hat einen gülbenen Boden, es kann wohl einmal ſinken, aber es hebt ſich bald wieder und geht nie zu Schanden. Was haſt du gegen die Heirath?" — „Alſo die Jungfer Schweſter ſteckt auch mit in dem Complot?" bemerkte Gerhard ſpöttiſch, „nun, das iſt ja mehr, als ich wußte!" „Verſteht ſich!" entgegnete Wobeta, „meinſt du, ſo ein armes Mädchenherz müßte ſich nicht einmal ausſchütten, wenn es ſo übervoll iſt? Und an wen ſonſt, ſollte die Marthe ſich gewandt haben, als an die Tante, die es ſo gut mit ihr meint, wie eine leibliche Mutter? — Alſo noch einmal: was haſt du gegen eine Heirath mit dem Andres?" — „Was ich dagegen habe?" verſetzte Gerhard, „gar

nichts, als daß ein anderer Tochtermann mir beſſer anſteht. Und daß ihr's wißt: ich habe die Marthe dem Etzel zugeſagt, dem Diener des Herrn Camerarius; der hat ſeine 500 Thaler im Vermögen und will nächſte Oſtern den Dienſt verlaſſen, um eine große Krämerei anzufangen. Seht, ſo ein Mann ſchaut aus ganz andern Augen, als ein Handwerker, der nur ſo von der Hand in den Mund lebt." „Was, dem ſchieläugigen Schleicher, dem Achſelträger, wollteſt du dein Kind hingeben?" rief Tante Wobeta entrüſtet aus, „haſt du's dem Filz vielleicht aufgehängt, daß der Marthe noch einige Hundert Thaler von mir zufallen? Fehlgeſchoſſen, Herr Bruder! Treibſt du's zu einer ſolchen Heirath, ſo vermach' ich mein Geld lieber der Kirche, als daß ich's in den Rachen des Etzel würfe. Das laß dir geſagt ſein! Dann noch eins: die Aeltern haben wohl ein Recht über ihre Kinder, dahin aber iſt's noch nicht gekommen, denk' ich, daß du die Marthe nur ſo wie ein Opferlamm am Strick nehmen und in die Ehe hineinſchleppen könnteſt; denn aus freiem Willen wird ſie das Weib des Etzel nicht." — „Alſo du willſt dein Geld lieber der Kirche, als der Tochter deines Bruders vermachen?" fragte Gerhard mit unterdrücktem Zorn. Jene entgegnete beſtimmt: „Wenn der Bruder ſeine Tochter verkuppelt, und dieſe ſich verkuppeln läßt, — ja! — Ich ſehe nun einmal ein Unglück in der Heirath mit dem Etzel, von dem alle Welt ſagt, daß er ein ſchlechter

Kerl ist, der bei dem Herrn Camerarius nur darum so hoch angeschrieben steht, weil er heucheln und schmeicheln kann. — Der Andres aber ist ein braver Mensch, auf den niemand einen Stein werfen könnte, wenn er's auch wollte. Er ist fleißig und geschickt und hat ein Handwerk, das seinen Mann ernährt. — Bist du damit einverstanden und nimmst dein unbedachtes Wort von vorhin zurück, — gut, so gebe ich den jungen Leuten jetzt gleich die Hälfte meines kleinen Capitals, um ihr Geschäft zu erweitern, das Uebrige bekommen sie nach meinem Ableben."

Aber Gerhard konnte sich nicht überwinden, auf den verständigen Rath einzugehen; der Etzel hatte es ihm angethan mit seinem fleien Wesen, und die große Krämerei steckte ihm gar zu sehr im Kopfe; der schlichte, treuherzige Schmied mit seinen einfachen Verhältnissen trat ganz in den Schatten. Daß er's mit dem Diener des Camerarius für jetzt nicht zwingen werde, das begriff er nun wohl; die Wobeta hatte einen festen Sinn, und was sie ernstlich wollte, das führte sie aus. Das für die damaligen Verhältnisse ganz nette Vermögen von 300 Thalern wollte und konnte der Mann unmöglich fahren lassen, aber ein gutes Wort geben, oder wie man zu sagen pflegt, zu Kreuze kriechen, das war dem hartnäckigen, eigensüchtigen Mann eine pure Unmöglichkeit, denn die Selbstüberwindung ist zu allen Zeiten eine schwer zu übende Tugend gewesen. „Gut denn,"

sagte er nach einer Weile trotzig, „gedenkst du auf deine Weise deinen Willen durchzusetzen, so denk' ich den meinigen auf meine Weise oben zu halten. — Und das sag' ich dir, und dem Mädchen magst du es brühwarm wieder sagen, — zu der Heirath mit dem Burschen da, geb' ich meine Einwilligung in Zeit und Ewigkeit nicht! Und damit basta!" „Ist das Euer letztes Wort, Nachbar?" fragte Andres mit bebender Stimme und mühsam bekämpfter Aufregung, „und ich darf wirklich und wahrhaftig nicht darauf rechnen, daß Ihr Euren Sinn ändert?" „Nein, und abermals nein!" schrie der Gefragte. „Ich will ja gern noch warten, Nachbar," fuhr der junge Mann weicher fort, „ich will warten bis ich so recht in der Kundschaft sitze und vor Arbeit schier nicht aus und ein weiß. Ja, ich will warten, Nachbar, so lang' es Euch recht sein mag." „Nun denn," warf jener spottend hin, „so wartet, bis man mich einmal mit Fug und Recht in den — Hurrelberg*) steckt! Dann will ich meinen Sinn ändern." Damit wandte der böse Mann sich kurz um, ging aus der Stube und schlug die Thür so zorneswüthig hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Der arme Andres stand verstört da und blickte stumm vor sich hin. „Es ist ein wahrer alter Bär!" murmelte Jungfer Wobeta ärgerlich, „man sollte ihn

*) Ein Gefängniß, das an der Osterthorswallstraße sich befindet.

nachgerade an die Kette legen." — Da wurde die Thür leiſe aufgeklinkt, Marthe ſchlüpfte herein; ſie ſah blaß aus und ihre Augen waren rothgeweint; ſie hatte draußen alles gehört, denn die Unterredung war überlaut geweſen. Während derſelben wäre ſie nicht um alles hereingekommen, ſie ſcheute des Vaters rohe Weiſe; jetzt aber, da er das Haus verlaſſen, hatte ſie es draußen nicht länger ausgehalten. Andres reichte ihr ſtumm die Hand. „Den Etzel nehm' ich nicht, Andres, verlaß dich d'rauf," ſagte ſie, „aber ich meine, du kannſt doch wohl auf mich nicht warten." Andres ſah ihr treuherzig in die verweinten Augen. „Marthe," ſagte er dann, „wenn ich nur wüßte, daß noch einmal etwas daraus würde, ſollt' mir's nicht zu lang' dauern." „Seht, Andres, das iſt ein verſtändig Wort," bemerkte die Tante, „wartet's nur ruhig ab; wer weiß, wie's kommen kann! Eure Mutter iſt noch rüſtig, die wird den Haushalt ſchon eine Zeit lang führen können. Auf einen Hieb fällt kein Baum, zumal wenn er ſo zähen Holzes iſt, wie mein Bruder. Nehmt euch nur zuſammen, Kinder, und laßt den Muth nicht ſinken. Der alte Gott im Himmel lebt noch und wird ja ſeine Creaturen nicht vergeſſen. Jetzt aber macht, daß Ihr fortkommt, Andres, damit der Alte Euch hier nicht mehr antrifft, wenn er heimkehrt, ſonſt möchte der Lärm aufs neue losgehen." — „Und du nimmſt den Etzel nicht?" fragte der junge Mann beim Abſchiede, „auch nicht, wenn dein Vater dir flehentlich d'rum

anläge?" „Nein, Andres!" bekräftigte das Mädchen, „ich will meinem Vater alles zu Willen thun, ich will, wenn's ſein muß, dir entſagen, und wie die gute Tante Wobeta, eine alte Jungfer werden; aber den Etzel nehmen, oder ſonſt einen andern, und wär's ein Rathsherr von Bremen, das thue ich gewiß und wahrhaftig nicht!" — So ſchieden die jungen Leute. Tante Wobeta ſtreichelte dem Mädchen das ſchöne, ſeidenweiche Haar, das ſich ſchlicht an die Schläfen ſchmiegte, und ſagte: „Du biſt ein gutes Kind, Marthe, und haſt juſt ſo einen feſten Willen wie ich. Ich bin damit ſchon gut gefahren, — denn feſter Sinn und Eigenſinn ſind zwei verſchiedene Dinge; — auch du wirſt ſchon weiter damit kommen, und der liebe Gott wird mit dir ſein, und deine gerechte Sach' in die Hand nehmen." —

Von dieſer Zeit an war Gerhard noch viel unliebenswürdiger als ſonſt; die armen Handwerksburſchen und Bettler hatten einen ſcharfen Aufpaſſer an ihm, und es verging faſt kein Tag, wo er dem Volke nicht das häßliche Schauſpiel eines im Halseiſen ſtehenden armen Burſchen bereitete. Von jeher hatte er die ſchändliche Liebhaberei gehabt, zwei Leute zuſammenzuſtellen, die von verſchiedener Körpergröße waren; da wußte er es dann ſo einzurichten mit dem Feſtſchließen, daß entweder der Größere ſich bücken, oder der Kleinere ſich auf die Zehen ſtellen und den Kopf gewaltig ausrecken mußte, um den Druck des Halseiſens nur einigermaßen

ertragen zu können. Wenn der alte Schelm es so gefügt hatte, so lachte ihm das alte böse Herz im Leibe vor eitel Schadenluſt; und die gaffende und lachende Straßenjugend, wie auch mancher Strolch und Ströhmer in anſtändigen Kleidern, war des Bettelvogts würdiges Publicum. — Alles hat indeß ſeine Grenzen, über die hinaus auch der Unverſchämteſte nicht ſchreiten kann.

Eines Tages hatte Gerhard einen armen Teufel von Bettler eingefangen. Er war freilich nicht Augenzeuge geweſen, daß er jemanden angeſprochen, aber er ſah es doch, wie ein Bürger in die Taſche griff und ihm ein Stück Geld gab. Was brauchte er ein weiteres Zeugniß? Der Mann mußte gebettelt haben, denn von ſelbſt giebt niemand, dachte der Wächter des Staats nicht ganz folgerichtig. Die ſchwere Hand des Armenvogts legte ſich alſo flugs auf die Schulter des Verdächtigen, und das zu Fleiſch und Knochen gewordene Geſetz: „Das Betteln iſt hier verboten," zerrte den erſchrockenen Menſchen vorwärts. Es half gar nichts, daß dieſer dagegen proteſtirte, daß er behauptete, er habe nicht gebettelt, ſondern ſei aus freien Stücken von dem Bürger beſchenkt worden; er ſei ein hieſiger Schneider, ſei längere Zeit krank geweſen und ergehe ſich zum erſten Mal heut' im Freien. — Was kann man aber auf die Behauptung eines Verdächtigen geben! Der arme Burſch mußte mit nach dem Markt und ohne weiteres ins Halseiſen. Die hellen Thränen liefen ihm über das bleiche, einge-

fallene Gesicht; er hätte sterben mögen ob des Schimpfes und der Schmach, die ihm angethan wurden, aber wie hätte das unsern boshaften Gerd Geeloge rühren können? — Der Mann, der den gaffenden Leuten preisgegeben war, hatte eine überaus lange, schmächtige Statur und sah fast aus, wie eine Bohnenstange. Das nichtsnutzige Gesindel ergötzte sich daran, und einer rief sogar in seinem Uebermuth: „He, Gerd Geeloge! es fehlt ja der Nebenmann zum Langen!“ — Dieser Zuruf stachelte des wunderlichen Mannes häßliche Liebhaberei auf, und er warf alsbald die stechenden Blicke seines in Gelb schwimmenden Auges rings umher, ob er nicht einen Nebenmann für seinen armen langen Burschen erlugen könne. Lange sah er nichts Verdächtiges. Aber jetzt kam ein Bäuerlein die Straße herauf, er war von kleinem, gedrungenem Körperbau, breitschultrig und von gesundem, rothem Angesicht. „Das wäre ein prächtiges Gegenstück zu meinem langen traurigen Michel!“ dachte der Bettelvogt, „aber wie ihm beikommen, wenn sich nichts Verdächtiges herausstellt?“ Nun, nur Geduld, Gerd Geeloge, es ist noch nicht aller Tage Abend! — Der Bauer mochte die Stadt wohl noch nicht oft gesehen haben, denn er sah alle Häuser und Gebäude sehr aufmerksam an; blieb auch zuweilen hier und dort vor einer Thür stehen und ging, oftmals sich umschauend, wieder vorwärts. Gerhard folgte der Erscheinung mit dem scharfen Auge eines Feldherrn. Jetzt stand der Bauer aufs

neue still, lugte in das Fenster eines stattlichen Kaufmannshauses und setzte sich auf einen der steinernen Beischläge*), die zu beiden Seiten des Hauses angebracht waren. Nun zog er einen leinenen schmutzigen Geldbeutel aus der Tasche, schüttete den Inhalt neben sich auf den Beischlag, und begann langsam und ruhig seine Barschaft zu zählen. Was konnte der Mann anders zählen, als seine erbettelten Schwaren, oder sonstige Münze? Warum hatte er in alle Häuser so aufmerksam hineingeschaut? Um nichts sonst, als um zu recognosciren, ob er hier oder dort wohl anklopfen könne. — Die Zeichen trafen richtig zu, und Gerhard im vollen Amtsbewußtsein hatte nichts Eiligeres zu thun, als den harmlosen Menschen zu fassen, und trotz alles kräftigen Widerstrebens und Protestirens ihn dem Gesetz unterthan zu machen, das heißt mit andern Worten: ins Halseisen zu stecken. Die rohe Menge lachte über den Contrast, aber die verständigen Bürger, die eben vorübergingen und Zeuge davon waren, sagten unmuthig: „Die Eigenmächtigkeit des Gerd Geeloge geht nachgerade über die Bäume; seine Vorgesetzten aber kümmern sich um vieles, nur nicht um das, was ihres Amtes ist; — wie kann's da besser werden?"

Nun, daran hatten die verständigen Leute kein Unrecht. Die Vorgesetzten verließen sich in der That zu sehr auf ihre Untergebenen, und da die Controle und

*) Bänke, welche an der Hausmauer befestigt sind.

die ſtrenge rechte Oberaufſicht fehlten, ſo war es natürlich, daß manche Uebergriffe gemacht wurden, und manches geſchah, was beſſer unterblieben wäre. — Diesmal öffnete jedoch der reine Zufall dem Vorgeſetzten die Augen.

Während die Menge lärmte und ihre Bemerkungen machte, und die beiden Leidensgenoſſen vor Zorn und Scham in die Erde hätten ſinken mögen, ſtand Gerhard mit der ihm innewohnenden Schadenfreude neben den Opfern ſeiner Amtswuth, und jeder ſpottende Ausruf des Volks klang ihm wie ein verdienter Lobſpruch. Da ſchlenderte der Herr Camerarius, von einem Spaziergange heimkehrend, durch die Straßen, und indem er am Markt vorüberſchreiten wollte, ſah er die verſammelten Leute und alsbald auch die Urſache. Der Herr Camerarius warf einen flüchtigen Blick auf die beiden Männer im Halseiſen, aber der flüchtige Blick genügte, um ihm einen Ausruf der Verwunderung, oder vielmehr des Schreckens auszupreſſen. Raſch drängte er ſich durch die Menge, die ehrerbietig zu beiden Seiten zurückwich, und ſtand nun plötzlich mit zornrothem Geſicht vor dem Armenvogt. „Reitet dich der Teufel, Gerd Geeloge oder biſt du toll geworden," rief er in donnerndem, Baß, „daß du meinen Gutsmeier ins Halseiſen ſteckſt, den ehrlichſten Menſchen von der Welt? — Und dazu den kranken Schneider dort, der bei den Häuslingen in der Nähe meines Vorwerks um Tagelohn arbeitet und ſo fleißig die Nadel führt, wie es nur gehen will. Er

ist lange krank gewesen und heut', wie ich höre, zum ersten Mal in die frische Luft gegangen. — Augenblicklich schließ' das Eisen auf und laß die Männer frei! — Du aber wanderst wegen Amtsüberschreitung und Kränkung ehrlicher Leute, auf sechs Wochen in den Hurrelberg!" —

Das war ein Donnerschlag in Gerhards Ohren! Er wollte sich mit einem Mißverständniß, mit einem Irrthum entschuldigen; aber der Camerarius ließ sich keinen blauen Dunst vormachen. Er hatte es schon hie und da munkeln hören, wie der Armenvogt seine Function überschreite und wie schon manche üble Folge daraus erwachsen sei; allein es ist so bequem, alles beim Alten zu lassen und sich nicht aus seiner Gewohnheit herauszureißen; d'rum schloß er Aug' und Ohr und dachte: auf Erden ist ja nichts vollkommen! — Jetzt ging das nun nicht mehr; er hatte sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit der Klagen überzeugt, und da mußte er ein Exempel statuiren und dem Gesetz und dem Rechte seinen Lauf lassen.

Der Schneider und der Bauer wurden sofort in Freiheit gesetzt; dem ersteren drückte der Herr Camerarius eine hübsche Münze in die Hand als Schmerzensgeld, und viele der Bürger folgten dem Beispiel und gaben ihm mit freundlichen Worten eine Liebesgabe. Den Bauer klopfte der Camerarius auf die Schulter und sagte: „Harm, Ihr seid d'rum keinen Schwaren weniger

werth, daß Ihr unschuldig im Halseisen gestanden; verlaßt Euch d'rauf!" Und die Bürger schüttelten ihm die Hand und baten: „Denkt nicht schlecht von den Städtern, weil Euch in der Stadt etwas Uebles passirte." — Und beruhigt zogen beide ihre Straße. Alle aber freuten sich des gerechten Urtheils und gönnten dem Gerd Geeloge sein Standquartier auf dem Hurrelberge von ganzem Herzen.

Für Marthe war die Nachricht von Gerhards Verurtheilung von nicht geringem Schrecken. So sehr sie unter dem Druck des trotzigen, rauhen Mannes gelitten, so fest sie überzeugt war, daß er die Strafe zum vollen verdiente, sie hätte ihn doch gar zu gern freigesprochen, wenn sie es nur gekonnt, es war ja ihr Vater! Tante Wobeta meinte aber, es möge ihrem Bruder schon gesund sein, einmal in der Stille Einkehr zu halten in sich selbst und seinen Gott zu versöhnen, den er oft genug in seinen Nebenmenschen gekränkt habe. Auch der junge Schmied war eben nicht traurig über den Vorfall, denn er konnte sich der geheimen Freude nicht erwehren, daß er nun mit Fug und Recht seine Marthe heimführen dürfe, da er wirklich und wahrhaftig so lange gewartet habe, wie der Vater es selbst bestimmt, wenn auch in bösem Spott; jetzt werde und könne er ja nichts mehr gegen die Heirath haben.

Als die sechs Wochen verstrichen waren, und Gerhard den Hurrelberg verließ, kam er doch als ein etwas

mürbe gemachter Mann in ſein Haus zurück. Er ſchämte ſich des Vorfalls, das ſah man ihm an; zwar hatte er weder geſtohlen, noch betrogen, allein ſeiner Tugend wegen hatte man ihn doch nicht mit Fug und Recht eingeſteckt, und das mochte immerhin eine empfindliche Sache für ihn ſein.

„Gerhard," ſagte die Schweſter Wobeta nach der erſten Begrüßung, „ich habe dir etwas ganz Nagelneues mitzutheilen." Der Bruder ſah ſie fragend an. „Mit der Krämerei des Etzel," fuhr jene fort, „wird's wohl güte Wege haben. Er hat bei dem Herrn Camerarius lange, oder wenn's richtiger iſt, krumme Finger gemacht, iſt hübſch aufs Trockne geſetzt, und was weiter folgen wird, das möchte ich nicht mit ihm theilen." — Das hatte Gerhard nicht erwartet; für einen wirklich unredlichen Menſchen hatte er den Etzel nicht angeſehen. „So wäre er ja doch ein Schuft geweſen!" ſagte er kleinlaut. „Ob er's geweſen," war Wobeta's Antwort, „weiß ich nicht, obwohl man's ſagt; daß er's aber jetzt geworden, das iſt ſicher. — Doch was kümmert's uns weiter! Selbſt wenn du ihm dein Wort gegeben, wegen der Marthe, ſo wär's jetzt null und nichtig, abgeſehen davon, daß du es gar nicht konnteſt. Wir haben nun an etwas anderes zu denken, Gerhard. Es iſt wohl Zeit, daß du ein Verſprechen hältſt, das du freiwillig gegeben haſt." Der Bruder ſah ſie fragend an. „Ich meine," erklärte die Schweſter lächelnd, „da

es nun wahr geworden, daß man dich mit Fug und Recht auf den Hurrelberg geſetzt, ſo ſteht der Heirath der beiden jungen Leute doch nichts mehr im Wege." Gerhard ſchaute vor ſich nieder. „Iſt der Andres denn noch eben ſo geſonnen als früher?" fragte er etwas befangen. „Das mag er dir ſelbſt beantworten," entgegnete Wobeta, „ich ſehe ihn juſt mit der Marthe ins Haus kommen."

Gerhard hätte vor Scham die Augen ſchließen mögen, als die jungen Leute ins Zimmer traten; denn ein Stück von einer Art Ehrgefühl war trotz aller inneren Häßlichkeit doch bei ihm vorhanden. Jene ließen ihm jedoch keine Zeit, um die Augen zu ſchließen; Marthe flog ihrem Vater laut weinend an den Hals, und Gerhard fühlte es vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben, wie wohl die Liebe eines Kindes dem Vaterherzen thut. Nachdem der erſte Sturm der Empfindung vorüber war, reichte Andres dem Alten treuherzig die Hand, die dieſer etwas verlegen drückte. „Nun, Nachbar," ſagte der junge Mann nach einer Pauſe, und um ſeine friſchen Lippen ſpielte ein ſchalkhaftes Lächeln, „nun, Nachbar, wir haben doch richtig ſo lange gewartet, wie Ihr's feſtgeſetzt; und da bedarf's wohl keiner Frage mehr, denk' ich." — „Nein, Andres," entgegnete Gerhard, „wenn Ihr das Mädchen noch wollt, deſſen Vater auf dem Hurrelberg geſeſſen, — ſo hab' ich nichts dagegen

einzuwenden; und mögt Ihr die Hochzeit anſetzen, wann's Euch recht iſt.“ —

Und ſo geſchah es. Nach Verlauf eines Vierteljahrs feierten die jungen Leute ihre Hochzeit, und Gerhard war an dieſem Tage ſo vergnügt, wie man ihn niemals geſehen. Auch mit ſeiner Amtswuth war es anders geworden; er hatte es nun gelernt, gelindere Saiten aufzuziehen, da er's erfahren, daß allzu ſcharf ſchartig mache. Die Bürger aber ſagten: „Der Hurrelberg hat doch auch ſein Gutes, das ſieht man an dem Gerd Geeloge.“

6.

Die sieben Faulen.

6.

Die sieben Faulen.

Ein jeder in unserer lieben Vaterstadt kennt sicherlich die Faulenstraße; aber wie dieselbe zu ihrem wunderlichen Namen gekommen ist, das weiß vielleicht nicht ein jeder. Wem's nun recht, der mag zuhören; wir wollen's ihm erzählen, wie die Sage es uns überliefert hat. —

An irgend einer Stelle der jetzigen Faulenstraße, — wo damals nichts als Wiesen, Aecker und unbebaut Land zu sehen war, — stand vor vielen, vielen Jahren ein einsam Bauernhäuschen, schlecht und recht, wie man zu sagen pflegt. Darin lebte ein grundbraves Ehepaar mit seinen sieben Kindern, allzumal große, gewaltige Jungen, die es wohl mit dem Roland auf dem Markt aufnehmen konnten, wenn's dem nämlich einmal eingefallen wär', lebendig zu werden. — Der Vater war ein fleißiger Mann, bebauete sein Feld und pflegte sein Vieh, daß es eine Lust war, und schaffte so, was zur Leibes Nahrung und Nothdurft gehörte. Die Mutter spann und

wuſch, wirthſchaftete in Haus und Hof, und ſorgte, daß zur rechten Zeit der Tiſch gedeckt, das Bett gemacht und überhaupt alles hübſch in Ordnung war. — Mit den ſieben Sprößlingen aber haperte es, mit denen war's doch nicht ſo recht in Ordnung; und wer ſich die Mühe gab, zuzuſehen, der konnte mehr Häkchen daran finden, als ihm lieb war. Die ſieben Burſchen nämlich waren ganz erzfaule Schlingel; hatten lange Beine, große Rümpfe und hohle Köpfe; hatten Macht und Kraft vollauf, aber noch viel mehr Faulheit; hatten große Hände und einen gewaltig großen Magen; aber mit den großen Händen wollten ſie nur packen, was ſie thäten in den Magen ſacken. Sie waren ſtets die letzten aus den Federn und die erſten wieder hinein; aber die erſten am Tiſch und die letzten wieder davon, und ließen's ſich gut ſchmecken, was der Vater erarbeitet und die Mutter gekocht hatte. Vater und Mutter waren voll Nachſicht gegen ihre ſieben Sprößlinge, wie das denn ſo zu gehen pflegt; eigentlich aber waren ſie doch zu viel voll Nachſicht; denn kam's ihnen einmal in den Sinn, die großen Geſellen zur Arbeit anzutreiben, weil's doch nicht ewig ſo fortgehen könne und es endlich anders werden müſſe, da gaben ſie flugs klein bei, wenn die Sieben lange Geſichter und ſaure Mienen dazu machten; und da meinten die Alten dann, ſie ſeien ja auch noch jung, und Verſtand komme nicht vor Jahren, und Jugend habe keine Tugend, und was dergleichen

Entſchuldigungen mehr waren, — und ſo blieb es hübſch dabei, durch die Finger zu ſehen und die Sache ihren Gang gehn zu laſſen.

Wenn nun auch die Aeltern in ihrer übergroßen Geduld und Liebe den Söhnen das Nichtsthun und Umherlungern hingehen ließen, obwohl ſie oft leiſe Gewiſſensſcrupel darob empfanden; ſo thaten das doch die übrigen Leute nicht, die eine ſo verkehrte Wirthſchaft mit anſehen mußten. Sie ärgerten ſich über eine ſo heilloſe Erziehung und waren den ſchwachen Aeltern herzlich gram, daß ſie ſo ganz und gar das gute alte Wort der Schrift vergaßen: beuge ihm den Hals, da es noch jung iſt, — und: wer ſein Kind lieb hat, der halt' es unter der Ruthe; jedoch ändern konnten ſie es nicht, denn niemand miſcht ſich gern in fremde Händel. Wo indeß einer der Sieben ſich ſehen ließ, da hielt man ſich nicht zurück und es hieß gleich: „Seht, da iſt einer der ſieben Faulen!" und man zeigte mit Fingern auf ihn. Traf es ſich, was nicht ſelten paſſirte, daß die Brüder zuſammen, oder hinter einander wie die Kärrnerpferde, einher ſchlenderten, da ſagte man: „Seht dort die Tagediebe, ſieben an der Zahl! Nun, ſieben macht eben einen Galgen voll, und wenn die ſich an den Galgen faullenzen, ſoll's einen nicht wundern." Ob die thörichten Burſchen ſolche verdiente Bemerkungen vernahmen, davon berichtet die Sage nichts; ſicher iſt nur, daß ſie hinlebten, wie ſie es gewöhnt, einen Tag

wie den andern, und keine Miene machten, in ſich zu gehen und den häßlichen Fehl von ſich zu thun.

Die Weſerufer begrenzten einen Theil ihrer Aecker und Wieſen, und die Brüder hatten nicht weit bis dahin. Da ſchlenderten ſie dann am Strom auf und ab, die Hände in den Taſchen und die dicke Lederkappe auf dem Kopf, und ſahen die kleinen Schiffe hin- und herfahren. Dann rief wohl einer der vorbeiſegelnden Schiffer nach dem Lande herüber: „Heda, ihr faulen Landkröten, wann wollt ihr einmal anfangen zu arbeiten?“ „Wenn Oſtern und Pfingſten auf einen Tag kommt!“ ſagte flugs ein zweiter; alle lachten und das Schifflein flog weiter. Die Sieben ballten alsdann zornig die Fäuſte gegen die unberufenen Frager, warfen auch wohl einen Stein nach dem Schiffe, der traf aber nur die leichten, luſtigen Wellen, daß ſie windſchnell von einander klatſchten, um im nächſten Augenblick ſich wieder zu vereinigen. Und die Verhöhnten hatten ihren Aerger und das Nachſehen.

„Ich geh nicht mehr an den Strom,“ ſagte eines Tages der Aelteſte, als die Schiffer es gar zu arg mit dem verdienten Spott gemacht hatten; „ich will mich nicht länger ärgern über das ungeſchlachte Geſindel. Wollt ihr, ſo gehen wir ſtatt deſſen ins Holz bei Oslebshauſen; da werden die Bootsknechte uns ſchon ungeſchoren laſſen, denn glücklicher Weiſe können die Schiffe weder unter den Bäumen noch darüber hin

ſegeln.“ — Die Sechſe waren's zufrieden. Was der Aelteſte vorſchlug, das thaten die Jüngern, lief es doch ſtets aufs ſüße Nichtsthun hinaus, dem ſie nun einmal anhingen mit Leib und Seele. Ohnehin konnte man nicht ſagen, daß ſie unverträglich oder zänkiſch mit einander lebten. Das paſſirt überall ſelten, wenn man mitſammen an einem Strange zieht. —

Im Oslebshauſer Holz*) war es recht prächtig; ſchattig und heimlich, ſtill und doch lebendig, denn die Vögel muſicirten drinnen, daß es eine Luſt war und einem das Herz weit aufging; und der Specht that's den Sieben lange nicht nach, das heißt, er legte ſich nicht auf die Faulbank, ſondern ſchlug und hackte unverdroſſen wie der beſte Holzhauer in den Baum; und wenn er ein Weilchen aufhörte, da geſchah es nur, um ſofort ſtärker und luſtiger wieder anzufangen. — „Das iſt prächtig hier!“ ſagte der Aelteſte und warf ſich, ſo lang er war, ins weiche Moos und guckte in die grünen Bäume hinein; und die Sechſe thaten's ihm flugs nach und riefen: „Ei ja, wie prächtig! Da kann man ſich doch einmal ausruhen nach Herzensluſt, und wird nicht durch unbefugte Rufer und Lacher geſtört.“ —

Wer ſich in die Einſamkeit oder in das ſtille, geſchäftige Walten der Natur begiebt, — ſei es nun in

*) Oslebshauſen, ein Dorf, etwa eine Stunde von Bremen entfernt.

den grünen Wald, oder in die braune Heide, in die Berge, oder in die Felder, — der pflegt doch ſtets eine Ausbeute von dort mit heim zu bringen; die ewig ſchaffende, die raſtlos wirkende Natur giebt ihm ohne Worte den beſten Unterricht in hundert Dingen, von denen vielleicht nichts in den Büchern ſteht, und daher nennt man ſie auch die beſte Lehrmeiſterin des Menſchen. — Allein es giebt Naturen, die mit offenen Augen nicht ſehen, mit offenen Ohren nicht hören, und zu dieſen zählten auch unſere wunderlichen Sieben. Sie vernahmen den Wind im Laubdach über ſich; ſie fühlten den Sturm um ihre kräftigen Backen blaſen; aber wäre der Blaſebalg auch noch nicht erfunden geweſen, ſie hätten ihn ſicher nicht herausgedacht. Sie ſahen das luſtige, bewegliche Eichhörnchen in kecken, gewagten Sätzen von Aſt zu Aſt, von Baum zu Baum, hinab- und hinaufſpringen, aber es ſpornte ſie nimmer an, ihre langen, baumſtarken, trägen Glieder zu rühren und durch entſprechende Arbeiten, oder Uebungen geſchmeidig und gelenkig zu machen. Sie hörten die Vögel ſingen über ihren Häuptern; das war Jubel, Dank und Freude eingekleidet in das luſtige, leichte und wunderbare Gewand der Stimme, der Muſik; unſern Sieben fiel's nicht ein, es nachzuahmen; — ſingen, welch eine nutzloſe und ſchwere Anſtrengung der Kehle! Beſſer war es ja, die Kraft des Geſanges, die faſt einem jeden Menſchenkinde gegeben iſt, ſchlafen zu laſſen, da konnt'

ſie doch ausruhen für die ganze Lebenszeit; denn die Ruhe war nun einmal die Hauptſache. — Dort, wo eine Lichtung im Gehölz die goldenen Sonnenſtrahlen voll und breit hereinließ, da flogen hundert und aber hundert Bienlein ab und zu, hierhin und dorthin, und wenn ſie an Waldblumen, oder an andern genippt, oder ſich ſatt getrunken, da flogen ſie zu einem mächtigen Eichbaum; der barg dicht unter ſeiner Krone am knorrigen, zerriſſenen Stamm die Reſidenz der kleinen geflügelten Geſchöpfe, — da ſchlüpften ſie in ihre verborgenen Zellchen und trugen den Honig hinein, um für die Zeit zu ſorgen, wo es keine Blumen gab, an denen ſie nippen konnten. Unſere ſieben Brüder ſahen das wohl; aber es wär' ihnen nimmer eingefallen, eine Lehre daraus zu ziehen, die da heißt: in der gegenwärtigen Zeit ſorge für die zukünftige. „Zudringlich Volk, die Bienen!" ſchalten ſie, wenn eins der luſtigen Dinger ihnen zu nahe kam, und ſie ſchlugen mit ihren dicken Lederkappen danach, daß die kleinen Honigträgerinnen erſchreckt davonflogen. — Im tiefſten Dickicht des Gehölzes ſchlug der Specht den harten Schnabel in die Baumrinde; die faulen Geſellen hörten es wohl und meinten, man könne gut einſchlafen dabei; aber nimmer hätten ſie den tactgemäßen und regelrechten Hammerſchlag davon gelernt. — Mit ihren großen, breiten Füßen wühlten ſie im Mooſe, oder in den ungebahnten Wegen des Gehölzes; Tauſende von

Ameiſen rannten geſchäftig hin und her, hier einzeln, dort in Reih' und Glied, wie Soldaten, — ſie ſchlüpften hervor, ſie ſchlüpften hinab in ihr winziges Städtchen unter der Erddecke, ſie hatten's ſo eilig und wichtig und keins ruhete, es mochte denn ein krankes Thierlein ſein, — aber die Sieben lernten weder Arbeitſamkeit noch Fleiß von den kleinen Geſchöpfen, nach deren Namen man das Wort emſig gebildet haben ſoll.

So wirkte nichts wohlthätig und belehrend ein auf unſere trägen Burſchen, und die Natur hatte ihnen gegenüber umſonſt ihr Lehrmeiſteramt übernommen. Ja, wir glauben, wär' es ihnen vergönnt geweſen, die fleißigen, nachdenklichen Biber bei ihrem wunderbaren Städtebau zu beobachten, ſie hätten's ihnen nimmer abgeſehen, auch nur den elendeſten Schoppen zurecht zu zimmern. Wie ſollte man dergleichen überall von ihnen verlangen? Sie dachten ja nichts, ſie wollten ja nichts, als ausruhen vom Nichtsthun, und das nahm all ihre Sinne gefangen. — Da lagen ſie nun, die nichtsnutzigen Geſellen, und reckten und dehnten ſich um die Wette; und wenn ſie die kräftigen Kinnbacken mit den geſunden, weißen Zähnen von einander ſperrten und ſo laut gähnten, als thäten ſie's für ſchweres Geld, da wurden die Vögel in den Zweigen plötzlich ſtill und guckten erſtaunt über ſo wunderliche Muſik, aus ihrem Blätterverſteck herab auf die gähnenden Menſchenkinder da unten im weichen Mooſe.

So ging's nun eine Zeit lang hin, einen Tag wie den andern, und das Oslebshauser Holz wußte von den Sieben gar manche verwunderliche Historie zu erzählen; freilich nicht von dem, was sie gethan, sondern was sie nicht gethan hatten. Da ging die Freude zu Ende; und wiederum waren die Menschen daran schuld, die es den Brüdern nun einmal nicht hingehen lassen wollten, daß sie so in den Tag hineinlebten. —

Unsere wackern Vorfahren hatten es damals noch nicht so gut wie wir heut' zu Tage; die städtischen Einrichtungen, überall die herrschenden Verhältnisse hielten sie in engen Grenzen und gestatteten ihnen keine große Ausspannung von den Sorgen und Arbeiten des Tages. Sie hatten weder einen Schützenhof, noch ein Schweizerhaus, weder eine Central-, noch eine Tonhalle, weder eine Union, noch eine Künstlervereinshalle, weder Concerte, noch Theater, oder sonst dergleichen angenehme Unterhaltungen. Im Winter saßen sie mit ihrer Familie und zuweilen auch mit einigen guten Nachbarn im gemüthlichen Wohnzimmer und plauderten von Krieg und Frieden, von diesem und jenem; und im Sommer, da schlenderten sie, wenn's hoch kam, nach Oslebshausen, gingen im Gehölz spazieren und hörten die Vögel singen; und Abends beim Sonnenuntergang, da kehrten sie vergnügt und zufrieden wieder in die Stadt zurück, ohne den bittern Nachgeschmack des übermäßigen Geldausgebens, wie das wohl in der gegenwärtigen Zeit häufig passirt.

Wir wiſſen nicht, ob die ſieben Faulen die erſte Anregung gegeben, das Oslebshauſer Holz zu beſuchen; die Sage erzählt davon nichts; ſoviel iſt aber gewiß, daß der Beſuch der Städter unſern Helden den Aufenthalt in der grünen Waldeinſamkeit verleidete. Denn, lagen ſie dort der ganzen Länge nach, ausgeſtreckt am Boden und gafften in die blaue Luft, ohne etwas zu denken, oder hielten die Augen geſchloſſen und beſchauten ſich innerlich, wie man zu ſagen pflegt, alsdann waren ſie vor Spott und Anzüglichkeit niemals ſicher. „Seht nur," ſagte ein vorübergehender Bürger zu ſeinen Kindern, „das ſind die Sieben, die ſind bekannt in Stadt und Land." Die Kinder lachten, ſie wußten wohl, was der Vater damit gemeint; die Sieben aber konnten ihn wegen der Aeußerung nicht zur Rede ſtellen. Nun kam ein zweiter, der ſagte: „Müßiggang iſt des Teufels Ruhebank!" und ein dritter ſetzte hinzu: „Und aller Laſter Anfang." Ein vierter, der vorüberſchritt, ſprach zu ſeinem Nebenmann: „Wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen, ſagt's Sprichwort." „Ja," meinte der Nebenmann, „ſo richtig geht's nur nicht immer zu. Wenn's richtig zuginge, ſo wüßt' ich ſieben, die längſt Hungers geſtorben wären." — So hatten unſere Burſchen anzügliche Reden genug einzuſtecken; das trugen ſie eine Zeit lang; da ſagte der Aelteſte, der ja ſtets der Stimmführer war: „Ich geh nicht mehr ins Holz; ich bin's müde, die Dummheiten der groben Bürger

anzuhören.“ „Wir auch!“ bestätigten die Sechse, und nun war das Oslebshauser Gehölz leer, das heißt von den Sieben. Was die Vögel gedacht und die Eichhörnchen und die Ameisen und der Specht und die Bienen dazu, als sie die langbeinigen Gesellen nicht mehr erblickten, und ob sie traurig darüber gewesen, davon schweigt die Sage. Das aber ist sicher, die kleinen Geschöpfe musicirten nach wie vor eifrig darauf los, bis der Herbst ins Land rückte; der Specht schlug den Tact, das Eichhörnchen turnte, die Bienen sammelten ihren Honig und die Ameisen waren emsig von früh bis spät.

Jetzt wandten die sieben Brüder sich der Stadt zu. Da waren ja Häuser und Gassen genug anzugaffen, und Menschen und sonstige Dinge dazu, — nicht um etwas daraus zu lernen, sondern nur um die Zeit hinzubringen; denn die Zeit, wo einer nicht arbeitet, oder sich nicht herzlich freut, hat einen schweren Klotz an den Füßen und will nicht vorwärts. — So trieben sie es nun eine Zeit und alle Zeit, und nach und nach kannte sie jedes Kind in der ganzen Stadt, und: „Die sieben Faulen!“ oder: „Die faulen Sieben!“ ging's wie ein Lauffeuer durch die Straßen, wenn sie sich blicken ließen, und Alt und Jung kamen an die Thüren um sie zu sehen obgleich man sie schon hundertmal gesehen hatte. — Aber alles dauert seine Zeit, auch das Nichtsthun und die Trägheit.

Eines Tages war der Aelteſte einmal ausnahmsweiſe allein in die Stadt geſchlendert und kam müde vom Nichtsthun wieder nach Hauſe. Er reckte und dehnte ſich und ſtreckte die langen Beine weit unter den Tiſch, und gähnte dazu, als hätt' er ſieben Nächte Wache gehalten; dann ſagte er zu den Brüdern: „Es iſt doch ſauer, ſo Straß' ein und Straß' aus zu wandern und oft nicht wiſſen, wohin nun? Man wird doch auch müde vom Anſehen und Umherſtehen. Ich hätt' wohl Luſt, einmal zu arbeiten; iſt's euch recht, ſo laßt uns morgen in die Stadt ziehen und uns nach Arbeit umthun." Die andern Sechſe waren's zufrieden, der Veränderung wegen; ſie hatten's ſeit kurzem doch auch gemerkt, daß man am Ende gar zu müde werde, wenn man dem lieben Gott immerfort den Tag ſo abſtehle und das große Licht am Himmel umſonſt brennen laſſe.

Am nächſten Tage wanderten die Brüder ſelbander in die Stadt hinein. Der Vater war ſchon mit dem Morgengrauen aufs Feld gegangen und ſah alſo nicht, was für ungewöhnliche Dinge paſſirten; die Mutter aber, die alles angehört, ſchaute ihnen erſtaunt nach, und ſagte zu ſich ſelbſt: „Ich denk', ſie kommen bald wieder; es wird ihnen lange nicht munden, wenn ſie arbeiten ſollen. Blieben ſie aber fort, würd' mich's freuen; es geht doch am Ende nicht länger ſo, wie's bisher gegangen." — Als der Vater nach Hauſe kam und ſich an den Tiſch ſetzte, ſchaute er groß um nach

den Sieben, die richtig zum ersten Mal in ihrem Leben am Tische fehlten. Da erzählte ihm die Frau die Wundermär, daß die Jungen in die Stadt gegangen, um sich nach Arbeit umzuthun. „Na," meinte der Alte, „hätten ja längst bei uns arbeiten können auf eignem Grund und Boden, wenn sie Lust dazu gehabt. Soll mir aber grundrecht sein, wenn sie in sich schlagen und von selbst klug werden. Wir haben ihnen von jeher die weiche Seite gegeben, Frau, — das sei Gott geklagt! — d'rum hat's am Ende so hart gehalten, bis sie zu Verstand gekommen. — Glaub's indeß noch nicht, daß heut' Nacht ihr Bett leer bleibt."

Der Vater hatte Recht; das Bett der Sieben blieb in der That nicht leer. Sie kamen still und niedergeschlagen, einer nach dem andern ins Haus geschlichen, setzten sich an den Tisch und legten den Kopf in die Hände, rührten auch keinen Bissen an, obgleich die Mutter ihr bestes Leibgericht, gebackene Fische, aufgetragen hatte. „Seid wohl irgendwo zu Gast gewesen," meinte der Alte, „daß ihr nicht essen mögt; steht doch sonst euren Mann, wenn's ans Einsacken geht."

Die Burschen seufzten tief auf und der Jüngste ward ganz roth, als schämte er sich etwas; da bracht's der Aelteste denn nach und nach heraus, daß man sie auch heute, wo sie doch hätten arbeiten wollen, überall die sieben Faulen geheißen, und laut gelacht habe, als

ſie um Arbeit angefragt. Ja, die Leute hätten ſich einander zugerufen: „Habt ihr's gehört? Der jüngſte Tag iſt vor der Thür, denn die ſieben Faulen wollen arbeiten.“ „Ja,“ meinte der zweite, „ſo hat man uns ausgehöhnt, wo wir uns nur blicken ließen und unſere Dienſte anboten. Und das hat uns die Arbeit rein verleidet und wir gehen nicht wieder in die Stadt, um neuen Schimpf aufzuhocken.“ — Und die Brüder ſchlichen trübſelig in ihre Betten, ſtanden trübſelig wieder auf und ſaßen den ganzen Tag trübſelig im Winkel; und was das Schlimmſte war, das Eſſen wollte ihnen nicht munden, und die Mutter, die für Neune zugekocht, mußte für Sieben wieder abtragen.

So in langweiliger Trübſeligkeit ſchlichen die Tage hin und die Nächte dazu. Da ermannte ſich der Aelteſte und ſprach zu den Sechſen: „Wißt ihr was? Laßt uns in die Welt hineinziehen; wo man nichts von uns weiß, wird man uns die Arbeit nicht verweigern. Wo man uns nicht die Faulen nennt, wird man uns nicht aushöhnen. Wollt ihr, ſo ſchnüren wir unſer Bündel und machen uns fort.“ „In Gottes Namen denn,“ ſagten die andern, „ſo laßt uns ausziehen.“ — Der Vater wollte juſt aufs Feld, als er hörte, was ſeine Söhne beſchloſſen; er gab ihnen ſeinen Segen und ein Stück Geld dazu und ſagte: „Es ſoll mir recht ſein, wenn ihr fortbleibt, denn ich ſeh's ein, hier geht's nicht mit euch.“ Dann nahm er ſein Ackergeräth und ging aufs

Feld; das Herz war ihm wohl ein wenig ſchwer, aber er meinte, es ſei doch am beſten ſo; zuweilen dacht' er auch, ſie würden am Ende ſchon heut' Abend wieder heimkommen, wenn der Marſch ihnen gar zu ſauer würde.

Mittags wollte den beiden Alten das Eſſen nicht ſchmecken; die Mutter weinte, der Vater aber ſagte: „Sei nur ſtill und laß uns eſſen; ſie ſind gewiß heut' Abend heim.“ Aber beide aßen doch nicht und ſtanden vom Tiſch auf, wie ſie ſich niedergeſetzt hatten, nicht hungrig und nicht geſättigt, denn es fehlten ihnen die gewohnten Hausgenoſſen. — Der Abend kam; die Sieben nicht, die Betten blieben richtig leer.

So verging Tag an Tag, und im kleinen Bauernhauſe war's ſtill und einſam. Die Mutter weinte, der Vater ſeufzte; von den Sieben hörte man nichts. Woche auf Woche verging, die Mutter weinte weniger, der Vater dachte: der liebe Gott iſt ja allenthalben und auch da, wo unſere Kinder ſind; er wird ſie ſchon führen, wie's am beſten iſt.“ — — Mond auf Mond verging. „Wie mag's nur den Burſchen gehen?“ fragten Vater und Mutter einander. Aber ſie hatten keine Antwort darauf, denn die Sieben ließen nichts von ſich hören. — Jahr auf Jahr verging, zweimal ſieben an der Zahl. „Es wär' nachgerade Zeit, daß ſie heimkämen,“ ſagte der Alte bekümmert, „ich kann ſo recht nicht mehr fort, denn das Alter fängt an zu drücken.“ „Und ich werd's nicht lange mehr

machen," meinte die Mutter und ſeufzte ſchwer auf, „wenn ſie nicht bald kommen, können ſie mich beim Todtengräber aufſuchen." „Ja, darauf kann's hinauslaufen!" ſagte der Alte, und beide ſaßen ſtumm und dachten an die Kinder. Von denen aber verlautete kein Sterbenswörtchen; die waren rein verſchollen. —

Da klopfte es eines Abends an die Hausthür. „Na," brummte der Alte, „der kommt auch zu früh und zu ſpät, der da ſo ungeduldig pocht. Wenn's Zeit zum Schlafen iſt, ſollt' man doch niemanden mehr aufklopfen." Die Mutter ging, die Thür zu öffnen; ſie war freilich todtmüde von der Arbeit und vom Alter und vom Kummer dazu, und ſie hätt' auch lieber die Augen zugethan und ihr altes Haupt aufs Kiſſen gelegt; aber man konnt' doch den Gaſt da draußen nicht vergebens pochen laſſen. — Als nun die Thür ſich aufthat, blieb's indeſſen nicht bei einem Gaſt, es kamen deren ſieben herein, lauter baumſtarke Männer mit braunen Geſichtern und ſtattlichen Bärten; und daß wir's kurz ſagen, es waren die erſehnten Sieben, die zweimal ſieben Jahre fort geweſen und nun kräftig, geſund und voll Fröhlichkeit unters väterliche Dach heimkehrten. — Die Mutter weinte und der Vater dazu, aber das war ein ganz anderes Weinen, als damals, wo die jetzt Heimgekehrten dem älterlichen Hauſe Valet geſagt!

Das war nun ein Fragen und Erzählen und Verwundern und Freuen von allen Seiten! Und ſo müde

die beiden Alten heut' Abend gewesen, und so gern sie ihr Lager gesucht hätten, so frisch und munter waren sie nun die ganze Nacht hindurch; und als der Morgen in die Fenster guckte, der sich wohl wundern mochte über die Nachtschwärmer, da war's den Alten noch viel zu früh, um zu Bett zu gehen.

Die sieben Brüder waren weit und breit herumgekommen in der Welt; sie hatten sich tüchtig zurechtstumpfen und manchmal noch tüchtiger abtrumpfen lassen müssen; denn Fleiß und Geschicklichkeit sind Dinge, die man nicht im Handumdrehen lernt; auch nicht so von der Straße aufliest und in den Sack steckt, um sie nach Belieben herauszulangen. Fleiß und Geschicklichkeit sind Dinge, die wollen erlernt werden, und das kostet Mühe und Anstrengung, namentlich demjenigen, der lange Zeit die Faulbank gehütet. Daher war es den Burschen auch manchmal schwer ergangen; sie hatten's sauer gehabt und sich tüchtig zusammennehmen müssen. Aber sie hatten ritterlich ausgehalten, und es hatte ihnen doch gut gethan und war ihnen zum Segen ausgeschlagen. Sie hatten viel gesehen, viel gelernt, viel erfahren; nun standen sie ihren Mann und konnten sich sehen lassen. Sie waren fleißige und geschickte Männer geworden, und ihr Geldsäcklein war auch nicht leer; sie konnten Vater und Mutter manchen hübschen blanken Gulden aufzählen, und das Beste dabei war, daß sie ihn ehrlich und rechtschaffen erworben hatten.

„Habt ihr die neue Mär ſchon gehört? Die ſieben Faulen ſind wieder da!“ hieß es andern Tags in der Stadt. Und die Leute ſchlugen vor lauter Verwunderung die Hände über dem Kopf zuſammen; denn ſie hatten immer gedacht, die ſieben Faulen ſeien längſt des Todes erblichen. „Na,“ meinte dieſer und jener, „nun können ſie wieder umherlotſchen und die langen Beine unter Vaters Tiſch ſtecken, und die alte Mutter kann wieder für ſieben gefräßige Faullenzer mehr kochen. — Welch ein Kummer iſt's doch für Aeltern, ſolche Kinder zu haben!“ — Daß die Mutter für Sieben mehr kochte, damit hatt' es allerdings ſeine Richtigkeit; aber nicht mit dem Kummer, der hatte ſich in eitel Freude verkehrt; und mit dem Umherlotſchen kam es auch ganz anders. Man ſah die Sieben gar nicht mehr unthätig und gaffend dahinſchlendern und in den Tag hineinleben, oder wohl gar gähnend Arme und Kopf auf den Tiſch ſtützend. Nein, ſie waren nicht umſonſt zweimal ſieben Jahre in der Fremde geweſen und hatten ſich ſcharfen, friſchen Wind um die Naſe wehen laſſen. Man ſah ſie ſtetig und fröhlich auf den Aeckern arbeiten; graben und pflanzen, pflügen und ſäen, mähen, ernten und einfahren. Da, wo die Weſer alljährlich eine lange Zeit das Land und die Wieſen unter Waſſer ſetzte, daß Saat und Wurzel verdarb, da warfen ſie ſchützende Deiche auf, die den Stromfluthen wehrten, und zogen dann ſauber abgeſtochene Gräben, die das Land trocken

legten und doch feucht erhielten; und die Wieſen gaben nun üppiges Gras, und die Aecker trugen reiche Frucht.

„Wer hätte das gedacht!“ ſagten die Leute, „die Faulen thun, als wären ſie fleißig geworden.“ Und der Neid fing an, ſich zu regen, er ſtichelte und ziſchelte, wie das ſo ſeine Art iſt; aber die Guten freuten ſich über den Umſchwung. — „Jetzt müßt ihr auch heirathen,“ meinte der Vater; „eure Mutter wird alt, und kann die Wirthſchaft nicht mehr führen.“ „Gut,“ ſagten die Sieben, „wir wollen euch gern gehorſam ſein; aber vorab bauen wir, damit wir Platz haben für alle.“ — Und nun ging's ans Ausmeſſen, ans Ausgraben und Rammen, ans Holz- und Steinefahren, ans Zimmern und Mauern, ans Richten und Verputzen; und wie die Pilze, ſo raſch waren ſieben Häuſer aus dem Boden aufgeſchoſſen. Und die Leute machten große Augen und lange Hälſe und ſagten: „Wem wäre das eingefallen, daß die Faulen Häuſer bauen! Man muß ſich wundern, wie faule Hände das zuwege bringen.“

Und nun gar die Häuſer ſelbſt! Ja, das waren lange keine Baraken und Spelunken, die man nur ſo aus freier Hand zuſammenſchlägt: das eine klein, das andere groß, das eine krumm, das andere ſchief. Bewahre! Die Häuschen ſtanden ſo nett und glatt und ſchier in Fach- und Mauerwerk da, wie raſirt. Ja, ſie ſahen faſt aus, wie ſieben Soldaten in Reih' und Glied; denn kein Dach wollt's den andern auch nur um einen Zoll

breit zuvorthun. — „Die haben's Bauen in der Fremde gelernt, und den alten Schlendrian abgethan," ſagten die Wohlmeinenden. Die Neider aber rümpften die Naſen und ſprachen: „Die faulen Sieben wollen was Apartes haben. Als ob man hier nicht bauen könnt' wie's recht iſt!"

Nun, was die Leute ſagten, das heißt, die, denen man's nie recht macht, darum kümmerten die Brüder ſich nicht; ſie gingen ruhig ihren Weg, und der brachte ſie vorwärts. — Als nun die Häuſer fix und fertig waren und die Scheunen dazu, und die Gärten mit dem Lattenzaun, da gingen die Sieben werben, und ſieben fleißige Jungfrauen waren bald gefunden. Und nun war Hochzeit, nicht etwa eine doppelte, nein, eine ſiebenfache, und das an einem und demſelben Tage; und die alten Aeltern wußten ſich vor Freude nicht zu laſſen und nicht zu faſſen, und den zweimal ſieben jungen Leuten ſtand das Glück funkelhell auf dem Geſicht. —

Das war jetzt ein fröhlich Leben und Wirthſchaften in Haus und Garten, auf Feld und Acker und Wieſe, in Stall und Scheune! Alles war voll Thätigkeit, voll Frieden und voll Luſt, ſo daß den Alten die Augen übergingen, und ſie Gott aus Herzensgrunde dankten, daß alles ſo zum Guten ausgefallen. — Aber fertig waren die Brüder noch lange nicht. Die Straße, die an ihren Häuſern vorüberführte, war theils holpricht,

theils moraſtig; waren die Wagen halbwegs beladen, blieben ſie richtig darin ſtecken, und hatte es alsdann ſeine liebe Noth, ſie herauszuſchaffen; oder auf dem holprichten Grunde brachen ſie Rad und Deichſel und Riemen und Lederzeug dazu. „Das ſoll anders werden!“ ſagte der Aelteſte, und die Sechſe ſtimmten ihm brüderlich bei, und der Alte nickte zufrieden mit dem Kopfe. — Nicht lange, ſo lag eine neue Straße da, rechtſchaffen mit Kieſelſteinen gepflaſtert, und ſo gerade wie nach dem Winkelmaß; und links und rechts ſtanden junge Linden und an jeder eine tüchtige Stütze, damit der Wind die Stämmchen nicht umreiße, und ſie auch hübſch gerade in die Luft hineinwachſen konnten. — Und die Bäume wuchſen und gediehen; da war auch nicht einer, dem's einfiele, krumm zu werden, oder gar auszugehen. Ihre Zweige ſtreckten ſich nach und nach weit hin und gaben herrlichen Schatten. Und Sonntags, oder wenn's ſonſt die Zeit erlaubte, dann ſaßen die fröhlichen Leute unter dem Laubdach ihrer Bäume, und ſie meinten, es ſei hier noch ſchöner, als im Holze zu Oslebshauſen. Und das war es auch; denn wo man ſtetig arbeitet und ſchafft, da iſt die echte Heimath, und wo die Heimath iſt, da iſt's ſchön über die Maßen.

„Habt ihr's ſchon geſehen? Die Faulen haben eine neue Straße gebaut,“ ſagten die Leute, „das fehlte auch noch! Die Alten wohnten Jahr aus, Jahr ein auf demſelben Grund und Boden und haben mit Pferd und

Wagen den Hals nicht gebrochen. Aber man will's bequemer haben! Da macht man einen Steindamm, und will obend'rein im Schatten fahren, da pflanzt man Bäume!" So ſprachen die Neider; die guten Bürger aber meinten: „Die Sieben wiſſen's ſchon, wo die Harke auf dem Stiel ſteckt. Sie bringen das Neue zum Alten, das Beſſere zum Guten, ſo daß man ein Beiſpiel daran nehmen könnte."

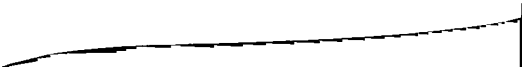
Bis dahin hatte man das Waſſer weit her aus der Weſer holen müſſen; das koſtete viel Zeit und Mühe und zum Trinken war das Waſſer nicht beſonders. „Das können wir beſſer haben!" ſagte der Aelteſte, „wir graben einen Brunnen mitten auf unſerer Straße, auf eignem Grund und Boden." „Das iſt ſchön!" meinten die Alten; und die ſieben jungen Frauen riefen fröhlich: „Ei ja, da haben wir das Waſſer hübſch bei Haus." „Gut, wir ſind dabei!" ſchloſſen die Sechſe; und alle legten Hand an, und rührten ſich tüchtig.

Es währte nicht lange, ſo hatten die fleißigen Brüder auf eignem Grund und Boden einen tiefen Brunnen gegraben; der gab gutes Waſſer in Hülle und Fülle, und nun war die Freude groß über das gelungene Werk ihrer Hände. — „Hat man je ſo etwas geſehen in ſeinem Leben!" riefen die Leute, die ſich um alles bekümmern, und die doch nicht weiter denken, als von heute bis morgen. „Die ſieben Faulen haben ſich einen Brunnen gegraben. — Wie man nur ſo faul ſein

kann! Der Alte hat's Waſſer Jahr aus, Jahr ein, weit her aus der Weſer geholt, und es war kein Singen und Klingen davon. Die Jungen aber möchten lieber nichts thun; d'rum graben ſie einen Brunnen, der giebt ihnen das Waſſer ohne Mühe und ſo zu ſagen — im Schlaf." Die verſtändigen Leute ſchüttelten die Köpfe über ſolche thörichte Reden und meinten, die ſieben Faulen ſeien zur Zeit die ſieben Fleißigſten im Lande geworden, und wenn alle es machten wie ſie, da würd' es gut ſtehen um Stadt und Land.

Die Sieben lebten indeß fröhlich und in Eintracht fort; ſie gebrauchten ihre Kräfte und kamen hübſch vorwärts. Als es ihnen einmal zu Ohren kam, daß ſie in der Leute Mund noch, nach wie vor, die Faulen hießen, da ſagte der Aelteſte nach einer Weile: „Ja, ſo geht's! Wer einmal einen Spitznamen weg hat, der wird ihn nicht los, und wenn er auch die liebe Gottesſonne vom Himmel herunterholte und ſie dem Domsthurm, als goldene Kappe, aufſetzte. Wir ſelbſt tragen die Schuld an unſerm Namen, d'rum müſſen wir's uns ſchon gefallen laſſen. Allen Burſchen aber, wie allem jungen Volk überhaupt, möcht' ich rathen, ſich hübſch zuſammenzunehmen; ſich von früh auf zu rühren und zu ſputen, was Nützliches zu lernen und keine Arbeit zu ſcheuen, damit man ſie für ewige Zeiten nicht mit unſerm Namen belege. — Um aber unſer Gedächtniß bei denen feſtzuhalten, die nach uns kommen, ſoll die

Straße, wo unſere Häuſer ſtehen und unſer Brunnen dazu, von nun an ſchlecht- und rechtweg Faulenſtraße genannt werden. Und erzählt man dann noch nach Jahren das Schlimme von uns, ſo wird man auch das Beſſere nicht vergeſſen."

Und ſo geſchah es. — Und nun wird ein jeder wiſſen, der's bis dahin nicht gewußt hat, woher die Faulenſtraße in Bremen ihren wunderlichen Namen bekommen, und wer den Brunnen gegraben, der noch jetzt dort ſteht.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.